

DER FELS

Bischof Wilhelm Schraml:
Ehrfurcht vor Gott begründet
Ehrfurcht vor dem Menschen S. 67

Prof. Dr. Robert Spaemann:
Ethischer Relativismus und der
Kannibale von Fulda S. 78

Dr. Cornelius Roth:
Hoffnungsträger der Kirche S. 81

Katholisches Wort in die Zeit

34. Jahr Nr. 3

März 2003



INHALT:

Bischof Wilhelm Schraml:

Ehrfurcht vor Gott begründet
Ehrfurcht vor dem Menschen 67

Dr. Rudolf Voderholzer:

Die Hl. Schrift – ein einziges Zeugnis
für Christus 69

Dr. Karl-Maria Heidecker:

Kein anderes Credo! 72

Prof. Dr. Hans Schieser:

Ökumene – Fruchtbringende Bemühungen
um Einheit mit der Ostkirche 74

Franz Salzmacher:

Wie gerecht ist der Krieg im Irak? 75

Prof. Dr. Robert Spaemann:

Ethischer Relativismus und der
Kannibale von Fulda 78

Dr. Cornelius Roth, Regens:

Hoffnungsträger der Kirche 81

Jürgen Liminski:

Pajazzo hat eine Freundin 85

Zum Tod von Pater Werenfried van Straaten
Sein Maß war die Gnade Gottes 87

Auf dem Prüfstand 88

Zeit im Spektrum 90

Bücher 92

Forum der Leser 94

Impressum „Der Fels“ März Seite 95

Titelbild-Ikone: Verkündigung an die heilige Gottesgebälerin und immerwährende Jungfrau Maria Foto: Heinrich Hintermann, Waldkirchen Beschreibung siehe Seite 89

Fotos: 68 KNA; 69, 81, 82 R. Gindert; 70 Stuttgarter Bibel der Buchmalerei, 1996, Belsler Verlag, S. 16; 71 I. Meyer/J. F. Spiegel: Wir entdecken die Bibel, 1982, Herder Verlag, Breisgau, S. 72; 73 Schott, Das Meßbuch der Hl. Kirche, S. 1281; 74 Schieser; 76, 77, 85 Liminski; 79 Miguel Angel, Protagonistas de la civilizacion, 1983, Editorial Debate, S.A. S. 33; 80 Biblioteca Nacional, Madrid; 87 Balz Röthlin; 96 A. Balling in „Zeugen für Christus“ herg. v. H. Moll, Ferdinand Schöningh-Verlag

Quellennachweis: letzte Seite: A. Balling: Speichen am Rad der Zeit, Priester in Dachau, Herder Bucherei Nr. 1241



Liebe Leser,

Wer einem Menschen helfen will, muss ihm zuerst Selbstvertrauen zurückgeben. Es gibt so viele Frustrierte bei uns: Lehrlinge ohne Berufsabschluss, Studienabbrecher, Eltern, die über ihre Kinder enttäuscht sind, Kranke, Behinderte, Strafgefangene. Wer diesen Frustrierten helfen will, muss ihnen wieder ihren Wert und ihre Würde bewusst machen, die Bestimmung für ihre Aufgabe und den Lebenssinn neu erschließen. Das geht nicht ohne Vertrauensvorschluss. Wenn Jesus zu Menschen sagte: „Geh hin und sündige nicht mehr“ oder „Ihr seid das Licht der Welt“, dann bedeutete dies eine unerhörte Aufwertung für die Angesprochenen.

Selbstvertrauen haben heißt, seine Lebensaufgabe schultern, die Bereitschaft, in die Freiheit zu treten und die anvertrauten fünf, drei oder das eine Talent verdoppeln. Bei uns, so scheint es, hat sich das Selbstvertrauen vieler Menschen wie der Nebel in der Sonne aufgelöst. Zum Vorschein kommen überforderte Schüler, Eltern, Lehrer, Ehepartner, Mitarbeiter, Ärzte, Pfarrer ...

Die berechtigte Frage ist, ob diese Überforderung nicht auch das Ergebnis jener „Kulturrevolution“ ist, deren Apostel seit Jahrzehnten das angenehme, opfer- und beschwerdefreie, lustbetonte und sorgenfreie Le-

ben solange propagiert haben, bis viele diesem Wahn verfallen sind. Jetzt stehen sie hilflos und wütend vor den Problemen, die sich vor ihnen auftürmen.

Papst Johannes Paul II. sagte am 13.1.2003 vor dem Diplomatischen Korps: „Nein zu allem, was im Kind den Sinn für das Opfer, die Achtung vor sich und dem Anderen und das Verständnis für das Dienen zerstört.

Die Missionare des „süßen Lebens“ haben das Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten soweit zerstört, dass es der heutigen Generation schwerer als jener nach dem verlorenen Weltkrieg fällt, die wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu lösen. Zu welchen Opfern sind die Menschen bei uns noch bereit? Ein hochrangiger amerikanischer Politiker sprach kürzlich vom „alten Europa“, womit besonders die Deutschen gemeint waren. Man braucht seine Vorstellung über Krieg und Frieden nicht zu teilen. Trotzdem bleibt die Frage, ob es für uns noch Werte gibt, die wir notfalls mit unserem Leben zu verteidigen bereit sind.

Es gab vor der 68er Kulturrevolution in Europa einflussreiche Denker, die sogenannten Existentialphilosophen, wie z.B. Albert Camus. Sie behaupteten, das Leben sei im Grunde absurd und sinnlos, man müsse dennoch seine Pflicht tun und sich sogar für andere opfern („Die Pest“). Das ist eine Überforderung.

Bei Christen ist es anders. Für sie gilt das Wort des Herrn. „Habt keine Furcht, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“. Christen wissen – und die Heiligen sind leuchtende Beispiele dafür –, dass die Opfer des täglichen Lebens, die Plackerei der Arbeit, der Erziehung, Krankheit und Missverständnisse, mit der Kraft, die Gott gibt, in menschlicher Weise auszuhalten sind, ja, dass selbst das Lebensopfer gefordert und gegeben werden kann.

*Freundliche Grüße
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Ehrfurcht vor Gott begründet Ehrfurcht vor dem Menschen

Eine Betrachtung über Weihnachten hinaus

Von Bischof Wilhelm Schraml

Weihnachten geschah nicht dort, wo es festlich und feierlich zuging, etwa im Tempel von Jerusalem. Auch nicht dort, wo die großen politischen Entscheidungen fielen, in Rom, dem Mittelpunkt des römischen Weltreiches. Weihnachten geschah im Alltag der Welt, unter armseligen Umständen. Es geschah mitten in der Hetze einer erfolglosen Suche nach Herberge, improvisiert im Stall von Bethlehem.

Inmitten des nüchternen und grauen Alltags ereignete sich aber etwas, was man nur staunend wahrnehmen kann, etwas für den menschlichen Verstand Unfassbares und Unglaubliches. Der Apostel Johannes fasst es in seinem Evangelium so zusammen: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14). Gott ist Mensch geworden, in allem uns gleich, die Sünde allein ausgenommen. Er hat nicht nur das Große und Erhabene des Menschseins angenommen, sondern auch das Gewöhnliche und Alltägliche des Menschen.

Seitdem gibt es keine menschliche Situation und keinen menschlichen Bereich mehr, der grundsätzlich gottlos und gottfern wäre. Seit Gott Mensch geworden ist in seinem Sohn Jesus Christus, geboren von der Jungfrau Maria, ist der Mensch, auch der Alltag des Menschen, der Ort der Begegnung mit Gott.

Doch fragen wir, was ist der Mensch? Alle reden doch heute vom Menschen. Vielleicht ist der Grund darin zu sehen, weil es so viel Unmenschlichkeit gibt. In ei-

Bischof Wilhelm Schraml von Passau hat uns dankenswerterweise seine Predigt vom 25.12.2002 zum Abdruck zur Verfügung gestellt. Der Bischof stellt in dieser Predigt die stets aktuelle Frage, was der Mensch in einer glaubenslosen Umwelt noch wert ist. Geringschätzung und Missbrauch sind Folgen der Sünde und der Glaubenslosigkeit. Dagegen erhält der Mensch seine Würde durch die Gottebenbildlichkeit, die in der menschlichen Geburt des Gottessohnes aus Maria auf wunderbare Weise wieder erneuert wurde. Wer glaubt, dass Jesus wahrer Mensch und zugleich wahrer Gott ist, kann auch die Jungfrauschafft Mariens gläubig annehmen. Die eindeutigen Formulierungen der Bibel und die ununterbrochene Lehre der Kirche geben den Menschen die Gewissheit auf seine unveräußerliche Würde und die Hoffnung auf ewiges Heil.

ner Unzahl von Staaten wird auf die gemeinste Weise gefoltert. In vielen Ländern der Erde wird die Freiheit unterdrückt, werden Menschen wegen ihrer Religion – auch wegen ihrer christlichen Religion –, wegen ihrer Herkunft und Hautfarbe diskriminiert und ihrer Freiheit beraubt. Zwei Drittel der Menschheit leben unter dem Existenzminimum. Wir selber dürfen in einem freien und im Vergleich zu vielen anderen Staaten der Erde wohlhabenden Land leben. Trotzdem gibt es viel unbekanntere innere und äußere Not, Einsamkeit, Resignation und Verzweiflung.

Was ist der Mensch wert, wenn wir – gleichsam durch einen menschlichen Schöpfungsakt – massiv eingreifen in seine Entstehung, wenn durch Forschung mit menschlichen embryonalen Stammzellen Menschen getötet werden? Wenn man behinderten Menschen schon im Mutterschoß das Recht auf Leben abspricht? Was ist der Mensch wert, wenn der italienische Arzt Antinori in geradezu verbrecherischer Weise mit seinen Klonversuchen die genaue genetische Kopie eines an-

deren Menschen schafft? Wenn wir beginnen, nicht nur die Geburt des Menschen, sondern auch seinen Tod zu manipulieren?

Was also ist der Mensch? Es ist vielleicht die eigentliche Krise unserer Zeit, dass wir auf diese Kernfrage keine gemeinsame Antwort mehr geben können. Der Mensch ist sich selbst zur Frage geworden. Wir spüren es, wenn wir hineinhorchen in unser Leben: Wer bin ich eigentlich, wenn ich die vielen Masken ablege, hinter denen ich mich verstecke? Wo komme ich her? Wozu bin ich da? Was bleibt am Ende? Was ist der Sinn meines menschlichen Daseins?

Wenn wir so fragen, spüren wir: Der Mensch weist in ein tiefes Geheimnis hinein. Dieses Geheimnis ist etwas anderes als ein Rätsel oder ein Problem. Das könnte man lösen. Das Geheimnis des Menschen aber ist so tief, dass man darauf nur mit Gott antworten kann. Sein Herz ist so weit, dass nur Gott groß genug ist, um es zu erfüllen. Deshalb gibt es keine andere gültige Antwort auf



Gott, unser Vater, in jedem Bistum offenbarst du die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Erhöre die Bitten deines Volkes: bewahre die Kirche von Passau in der Gemeinschaft mit ihrem Bischof Wilhelm und lass sie durch Wort und Sakrament eins sein im Heiligen Geist.

Hilf ihr, in Gemeinschaft mit dem Nachfolger des hl. Petrus, Papst Johannes Paul II., dein heiliges Volk zu sein in Glaube und Liebe. Mach sie in dieser Welt zum Zeichen und Werkzeug Christi, der unser Retter und Heiland ist, heute und in Ewigkeit. Amen.

Heilige Maria, Mutter der Kirche, heiliger Valentin, heiliger Maximilian, heiliger Bruder Konrad, bittet für uns.

Gebet des neuen Passauer Oberhirten anlässlich seiner Amtseinführung am 23. Februar 2002

die Frage „Was ist der Mensch?“ als die Erneuerung des Glaubens an Gott. Die Gottesfrage ist die zentrale, alles entscheidende Frage unserer Zeit. Nur eine neue Ehrfurcht vor Gott kann auch eine neue Ehrfurcht vor dem Menschen begründen. Das bloß Menschliche dreht sich im Kreis; es hat keine Hoffnung und Zukunft und ist letztlich dem Tod verfallen. Die Proklamation des Todes Gottes hat konsequenterweise die Proklamation des Todes des Menschen zur Folge.

In dieser für uns Menschen so unheilvollen Situation setzt die Botschaft von Weihnachten an. Denn sie sagt uns: Gott ist Mensch geworden in seinem Sohn Jesus Christus. Er hat unsere Menschennatur angenommen, um den Menschen in all seiner Gebrochenheit zu heilen und die Würde seiner Gottebenbildlichkeit wieder herzustellen. Der Gottmensch Jesus Christus ist die endgültige Antwort auf die Frage des Menschen. Deshalb ist es töricht zu meinen, man könnte den Glauben an Jesus Christus dem heutigen Menschen mundgerecht machen, wenn man sein wahres Gottsein streicht oder herunterspielt.

In der derzeitigen Diskussion um die Jungfräuschafft der Gottesmutter Maria wird dies ganz deutlich.

Die Berichte in den Evangelien fassen die jungfräuliche Empfängnis als ein Werk Gottes auf, das über jedes menschliche Verständnis und Vermögen hinausgeht. Der Engel sagt zu Josef von Maria, seiner Braut: „Das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist“ (Mt 1,20). Die Kirche hat von Anfang an darin die Erfüllung der Verheißung gesehen, die Gott durch den Propheten Jesaja gegeben hat: „Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären“ (Jes 7,14; vgl. Katechismus der Katholischen Kirche 497).

Gerade die Jungfräulichkeit Marias zeigt, dass Gott bei der Menschwerdung seines Sohnes die absolute Initiative ergriffen hat. Jesus hat nur Gott zum Vater (vgl. Lk 2,48 ff). Er war „niemals wegen des Menschen, den er angenommen hat, dem Vater fremd. ... Er ist natürlicher Sohn des Vaters der Gottheit nach, und er ist natürlicher Sohn der Mutter, der Menschheit nach.“ So betont es schon die Synode von Friaul im Jahr 696.

Es geht bei der Frage der Jungfräuschafft Mariens letztlich um die Gottheit Jesu Christi. Wäre Jesus nur Mensch und nichts als Mensch, dann könnte er uns nur Menschliches geben. Dann wären wir in un-

serer tiefsten Not, nämlich der Not der Sünde und des Todes nicht erlöst. Weil Jesus aber Gott ist, weil er Gott zum Vater hat, ist durch ihn Hoffnung in unsere Geschichte gekommen. Deshalb führt durch den Gottmensch Jesus Christus ein Weg in die Freiheit, nämlich in die Freiheit Gottes, wird uns so Zukunft erschlossen.

Durch die Menschwerdung Jesu Christi wissen wir endgültig, dass sich unser menschliches Leben nicht in einer Wüste des Nichts verliert, sondern dass es bleibenden Wert und bleibende Würde besitzt, und zwar von Anfang an im Mutterchoß bis in die Stunde des Todes. Durch die Menschwerdung des Gottessohnes Jesus Christus wissen wir, dass wir ungeteilt und endgültig von Gott angenommen und bejaht sind und zwar so endgültig, wie nur Gott allein bejahen und lieben kann.

Deshalb ist Weihnachten das Fest des Menschen, das uns wahre menschliche Größe und wahre menschliche Würde endgültig schenkt. Der menschengewordene Gottessohn erschließt uns das Geheimnis Gottes und das Geheimnis des Menschen. So hat uns Gott in ihm einen neuen Grund gelegt, den Grund der Hoffnung. □

Die Hl. Schrift – ein einziges Zeugnis für Christus

Gedanken zum Bibeljahr 2003

Von Rudolf Voderholzer

In jener Zeit kehrte Jesus, erfüllt von der Kraft des Geistes, nach Galiläa zurück. Und die Kunde von ihm verbreitete sich in der ganzen Gegend. Er lehrte in den Synagogen und wurde von allen gepriesen.

So kam er auch nach Nazaret, wo er aufgewachsen war, und ging, wie gewohnt, am Sabbat in die Synagoge. Als er aufstand, um aus der Schrift vorzulesen, reichte man ihm das Buch des Propheten Jesaja. Er schlug das Buch auf und fand die Stelle, wo es heißt:

Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.

Dann schloss er das Buch, gab es dem Synagogendiener und setzte sich. Die Augen aller in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Da begann er, ihnen darzulegen: Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.

Seine Rede fand bei allen Beifall; sie staunten darüber, wie begnadet er redete. Lk 4,14-22a

„Schön haben Sie wieder gepredigt, Herr Kaplan, man könnte Ihnen stundenlang zuhören!“ – Es gibt Komplimente, die zwiespältige Gefühle hinterlassen.

Aber was will man eigentlich mehr? Seine Rede fand *bei allen* Beifall. Was kann ein Redner, was kann ein Prediger eigentlich noch mehr wollen? Was hätte Jesus sich mehr erhoffen sollen als Reaktion auf seine erste Predigt in seiner Heimatstadt Nazaret?

Ich gebe es zu: Auch ich freue mich, wenn die Leute bei meiner Pre-



Der Verfasser studierte katholische Theologie an der Ludwig-Maximilian Universität München, 1987 erhielt er die Priesterweihe, und war dann vier Jahre in der Seelsorge tätig. 1997 promovierte er bei Prof. Dr. Gerhard Ludwig Müller, über das Thema: „Die Einheit der Schrift und ihr geistiger Sinn“. Der Autor schrieb unter

anderem Werke über Henry de Lubac. In der Reihe „Theologie betreiben – Glaube ins Gespräch bringen“ verfasste er den Band „Fundamentaltheologie/Ökumenische Theologie“. Gegenwärtig bereitet er sich auf die Habilitation vor.

digt nicht einschlafen, sondern sagen: „Gut haben Sie gepredigt.“

Das Fleisch gewordene Wort Gottes ergreift also zum ersten Mal das Wort. Der „Zielsatz“ der Predigt – um es einmal pastoraltheologisch homiletisch zu formulieren – ist unerhört: *Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.*

So kann *nur einer* reden. Jesus verkündigt sich selbst. Und das ist programmatisch für das ganze Evangelium. Das Reich Gottes, das Jesus angekündigt hat, ist nicht etwas von ihm Verschiedenes, er ist selbst das „Reich Gottes in Person“. Sein Auftreten, seine vollmächtige Verkündigung, seine Heilungen sind Zeichen der mit ihm angebrochenen Gottesherrschaft. „Wenn ich die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Lk 11,20).

Die *erste* Predigt in Nazaret hat eine Parallele im *letzten* Kapitel des Lukasevangeliums. Das erste nämlich, was von Jesus berichtet wird

nach seinem Tod und seiner Auferstehung, ist wieder eine Schriftdeutung. Und zwar mit demselben Zielsatz. Dieser bleibt gleich. Auf dem Weg nach Emmaus deutet Jesus den beiden Jüngern den Sinn der Schrift: Was im Gesetz, bei den Propheten und in den Psalmen über ihn geschrieben steht: Alles, die ganze Schrift spricht von ihm.

Ein Professor für Neues Testament (Hans Hübner) hat es einmal so formuliert. Das erste, was der Auferstandene tut: Er hält ein alttestamentliches Kolleg über sich selbst.

Wie bereits in der ersten Predigt, wird uns auch hier verkündet: Die Verheißung des Alten Testaments hat sich in ihm erfüllt.

Ich weiß nicht, wann die AT-Prüfungen in dieser Prüfungsphase stattfinden. Ich muß nur gelegentlich an die Aussage eines Alttestamentlers unserer Tage denken, der gesagt hat: Wenn Paulus oder Lukas oder sagen wir gleich der Herr selbst heute mit solchen Thesen in der Prüfung aufwarten würden, durchfallen würden sie.

Ich will die exegetische Wissenschaft nicht schlecht machen. Aber für eine christliche Exegese muss schon gelten, dass diese Perspektive nicht nur nicht ausgeschlossen sein darf, sondern dass alles darauf hinführen muß. Die Schrift muss letztlich in dem Geist gelesen werden, in dem Jesus selbst gesprochen hat und in dem die Schrift geschrieben wurde:

Und hier gibt es keine Zweifel: die ganze Schrift, Altes und Neues Testament, sind ein einziges Zeugnis für Christus. Wo ER nicht der Schlüssel zum Verständnis des Ganzen ist, da läuft etwas verkehrt.

Das Jahr 2003 wird von katholischen und evangelischen Christen als „Jahr der Bibel“ begangen.

Was macht die Bibel heilig, wird hin und wieder gefragt. Sehr beliebt

ist der Hinweis auf so manchen Superlativ:

Das meistübersetzte Buch. Das meistgelesene, das besterforschte Buch. Aber doch nicht deshalb ist es *Heilige Schrift!*

Das Begründungsverhältnis ist umgekehrt. Weil Christen davon überzeugt sind, dass darin Christus als das Wort Gottes, das Heil der Welt, bezeugt wird, deshalb wurde es bis an die Grenzen der Erde getragen, deshalb wurde es von Missionaren in aufopfernder Arbeit auch in die entlegensten Sprachen übersetzt. Welch eine Kulturleistung der christlichen Missionare!

Warum *mir* die Bibel wichtig ist? Prominente antworten im Jahr-der-Bibel-Magazin „Suchen. Und Fin-

den“. Alexander Kissler, einer der wenigen Lichtblicke in der Süddeutschen Zeitung, bemerkte im Feuilleton dazu, dass eine große Scheu bestehe, im Zusammenhang mit der Bibel auch auf „Gott“ zu sprechen zu kommen¹. Nun, ich habe es nachgeprüft. Ganz so schlimm ist es nicht. Von „Gott“ sprechen immerhin noch die Politiker Hans Jochen Vogel und Monika Hohlmeier.

Aber von Jesus Christus, da spricht nur einer: der Chefvolkswirt der Deutschen Bank! Die Kirchenvertreter glänzen durch Unverbindlichkeit.

Man fragt sich schon, was das dann soll: die Bibel ohne Jesus Christus, das ist wie Weihnachten ohne Jesus Christus. Das geht, aber Sinn hat es keinen. Christus ist der erste und wichtigste und letztlich allein entscheidende Inhalt der Heiligen Schrift.

Die Bibel ist das von Menschen in der Kraft des Heiligen Geistes verfasste und von der Kirche als solches anerkannte Zeugnis von der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Die Schrift ist nicht vom Himmel gefallenes Gotteswort, sondern von Menschen, vom Heiligen Geist inspiriert, geschriebenes Zeugnis für Christus.

Und deshalb ist das Christentum auch nicht eine „Buchreligion“. Gottes Wort ist nicht zuerst Buch, sondern es ist Fleisch geworden. Weihnachten ist das Fest der Inkarnation, nicht der Inlibration, der Fleischwerdung, nicht der Buchwerdung Gottes. Das ist der entscheidende Unterschied zum Islam. Das Christentum ist radikal personal. Alles ist auf die Person und die Gemeinschaft hingeeordnet.

Links: Der Anfang der Heiligen Schrift aus der „Wenzelsbibel“, der ältesten deutschen Prachtschrift der Bibel (Anfang 15. Jh.).

Die Initiale „L“ nimmt die ganze linke Hälfte der Seite ein. In ihr – umgeben von Aposteln und Propheten – bildliche Darstellungen des Sechstageswerkes der Schöpfung und des siebten Tages, des Ruhetages.



Deshalb kommt immer wieder der Zeitpunkt, da auch wir das Buch zuschlagen und unsere Augen auf ihn richten, dass wir auf ihn schauen, dass wir niederknien, ihn anbeten, ihn empfangen in der Eucharistie.

Und wenn wir das Buch küssen und verehren, dann nicht das Papier oder die Buchstaben, sondern den Herrn, der darin bezeugt wird. „Lob sei Dir Christus.“

Das heißt nicht, dass die Bibel unwichtig wäre, im Gegenteil. Kardinal Faulhaber, einer der größten Bibliker des vergangenen Jahrhunderts, hat in seiner Homiletikvorlesung als Privatdozent in Würzburg und auch sonst immer wieder gesagt: Die Bibel ist das wichtigste Buch auf dem Schreibtisch und auf dem Betischmel des Theologen. Lassen wir uns in der Liebe zur Bibel und in der Bibelkenntnis von niemandem übertreffen!

Heute hat sich das Schriftwort, das Ihr soeben gehört habt, erfüllt.

Nein, Jesus hat kein Dogma verkündet. Jesus ist nicht gekommen, um Dogmen zu verkünden, sondern um die Menschen mit Gott zu versöhnen und die Welt zu erlösen. Jesus war nicht der erste Papst.

Aber Jesus ist der Inhalt aller Dogmen. Das Dogma gehört nicht auf die Seite der Offenbarung, sondern auf die Seite der Glaubensantwort der Menschen.

Nach einiger Zeit wird Jesus die Jünger fragen, für wen halten die Leute den Menschensohn? Für wen halten sie mich? Für wen halten diejenigen mich, die da Beifall klatschen?

Wir kennen die Antworten: Die einen für Johannes den Täufer, die anderen für Elija, für Jeremia oder sonst einen der Propheten.

Und für wen haltet ihr mich? Jetzt kommt Simon. Er antwortet: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes. Nicht Fleisch und Blut haben dir das eingegeben, sondern mein Vater im Himmel, sagt Jesus. Und so wird aus Simon der Petrus, der Fels.

Du bist der Sohn des lebendigen Gottes. Du bist der Herr! Dominus Jesus. Das ist das Urdogma. Und dieses Dogma ist früher als die Schrift. Die Schriftwerdung des Neuen Testaments gruppiert sich um dieses Dogma. Das Neue Testament gäbe es nicht ohne dieses Bekenntnis, und wir Heidenchristen wüssten vom Alten Testament schon gar nichts ohne dieses Dogma. Die Apostel, allen voran Petrus, und ihre Mitarbeiter und Schüler als verantwortliche Träger der Tradition bringen schließlich die Schriften des Neuen Testaments hervor. Und spätere Bischofssynoden und Konzilien bestätigen den Kanon der Schriften als inspiriertes Gotteswort im Menschenwort, und sie wachen über die Auslegung im Sinne der Tradition.

Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.

Die Leute klatschten Beifall. Jesus reagiert, das ergeben die nächsten Verse, ziemlich schroff. Ja, was will er denn mehr? Was will er mehr, fragte ich eingangs.

Nachfolge will er, nicht Beifall, hat Dietrich Bonhoeffer einmal gesagt.

„Sie haben alle geschworen, dass Sie in der Schale hartgesottene Materialisten seien; und in Wirklichkeit balancieren sie alle am Rande des Glaubens – des Glaubens an fast alles.“

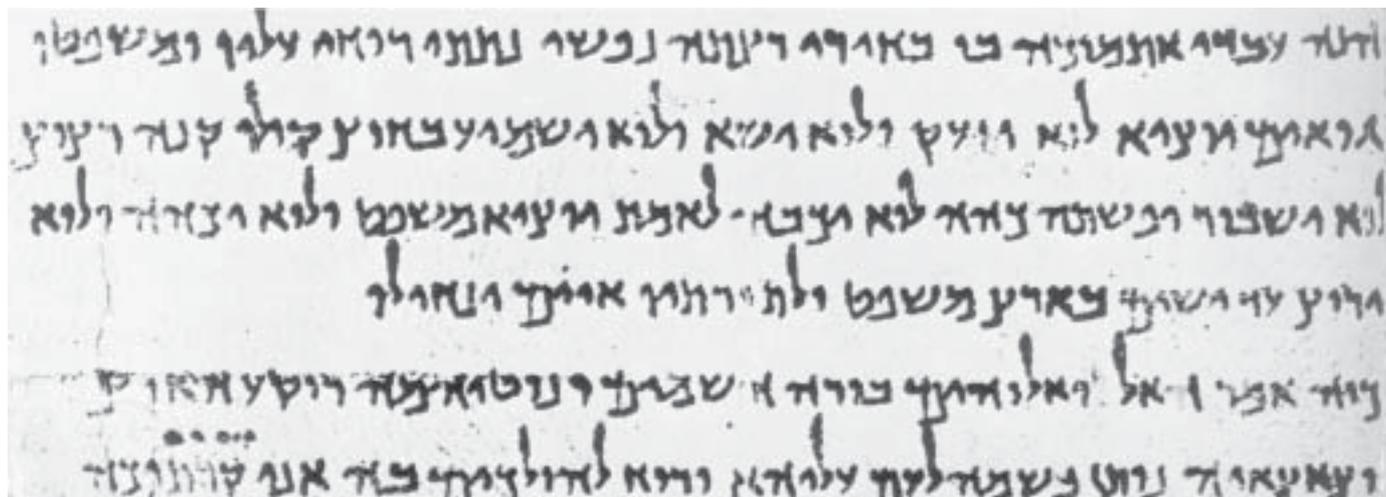
Das ist die erste Folge davon, wenn man nicht mehr an Gott glaubt, dass man den gesunden Verstand verliert und die Dinge nicht mehr so sehen kann, wie sie sind; alles, wovon jemand spricht und behauptet, da stecke noch eine Menge drin, dehnt sich aus ins Unendliche wie die Aussicht in einem Albtraum. Und ein Hund ist ein Vorzeichen und eine Katze ein Geheimnis; und das alles, weil ihr Angst vor den vier Worten habt: Er ist Mensch geworden.“

G.K. Chesterton in:
Die Tagespost 9.1.03

Glauben, nicht Beifall. Umkehr, nicht Beifall. Was für Jesus galt, gilt auch für die Kirche. Nicht, dass seine Rede unseren Ohren schmeichelt und gut „an-kommt“, sondern dass wir alle einmal mit ihm bei Gott, dem Vater, ankommen. Darum geht es. Amen. □

¹ Kissler, Alexander, Kartoffeln erziehen. Das Bibeljahr, der Kanzler und die Zukunft des religiösen Dialogs, in: SZ Nr. 6 vom 9. Januar 2003, S. 11. Mit Bezug auf: Suchen. Und Finden. Das Magazin zur Bibel, herausgegeben von der Aktion „2003. Das Jahr der Bibel.“, Stuttgart 2003.

Eine Schriftrolle mit dem Jesajatext, den Jesus selbst in der Synagoge von Kafarnaum vorgelesen und ausgelegt hat. (vgl. Luk 4,21)



Kein anderes Credo!

Von Karl-Maria Heidecker

Am 31.1.2003 fand in unserer Pfarrei eine hl. Messe für den Liturgieausschuß und die Kommunionhelfer statt. Zuvor verteilte die Pastoralreferentin Blätter mit dem folgenden Glaubensbekenntnis, das dann in der Messe auch anstelle des Credo vom Pfarrer und den Anwesenden gesprochen wurde – außer von mir und einem anderen Teilnehmer.

„und so glaube ich

Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde.

Und an Jesus Christus, seinen einzigen Sohn, unseren Herrn, der geboren wurde, um uns den Weg durch das Leid zu zeigen, damit wir so Gottes Söhne und Töchter werden, seine Gehilfen und Gehilfinnen; der mit dem Vater in ein und demselben Geist gelebt hat, damit auch wir in jenem Heiligen Geist leben:

dessen Ziel es war, seines Vaters Willen zu tun und sein Werk zu vollenden; der litt und starb und doch sprach: „Auf daß die Welt den Vater liebe!“

Und ich glaube an die Liebe und Freundschaft des allmächtigen Vaters, an den Dienst am Menschen, der Gottesdienst ist.

Ich glaube, durch Liebe ihm ähnlicher zu werden, um schließlich im Geiste mit ihm eins zu sein. Das ist der Himmel!

Ich glaube an den Plan der allmächtigen Vollkommenheit, uns alle vollkommen zu machen.

Und so glaube ich an das ewige Leben.“

(Das Glaubensbekenntnis der Julia Ward Howe)

Am 1.2.2003 fand dann eine Klauertagung des Liturgieausschusses unserer Gemeinde statt.

Bei dieser Sitzung habe ich mich in klarer Form gegen dieses Glaubensbekenntnis gewandt. Ich habe dargelegt, daß das Glaubensbekenntnis der katholischen Kirche eine für alle verbindliche Festlegung der wichtigsten Aussagen unseres Glaubens sei. Diese Festlegung wurde von den höchsten Instanzen unserer Kirche, dem Papst und Konzilien festgelegt. Es sei völlig unmöglich, daß sich jeder sein eigenes Credo zurecht mache.

Das vorliegende Credo beginnt infamer Weise mit den gleichen Worten wie das von Papst und Konzilien autorisierte Credo, um die harmlos denkenden Gläubigen damit einzufangen und zu täuschen. Es weicht dann aber von diesem autorisierten Credo ab.

1 Die Gottesmutter Maria wird nicht mehr in ihm erwähnt.

2 Der Sinn von Jesu Menschwerdung wird umgedeutet. Wörtlich heißt es in dem falschen Credo: „Er wurde geboren, um uns den Weg durch das Leid zu zeigen.“ Daß Christus Mensch wurde, um uns von den Sünden zu erlösen und uns den Weg zum Himmel zu öffnen, wird verschwiegen.

3 Sein Tod am Kreuz wird nicht erwähnt, obwohl den selbst die modernistischen Vertreter der historisch-kritischen Theologie nicht mehr leugnen können.

4 Die Auferstehung Christi, eine der zentralsten Aussagen unseres katholischen Glaubens, wird nicht erwähnt. Der hl. Paulus

schreibt im 1. Korintherbrief 15,14: „... Wäre Christus nicht auferweckt, so wäre ja unsere Verkündigung hinfällig, und hinfällig dann auch euer Glaube.“ Ohne den Glauben an die Auferstehung des Gottessohnes Jesus Christus ist unser ganzer Glaube an ein ewiges Leben hinfällig. Deshalb hängt dann die letzte Aussage des Credos von Julia Ward Howe völlig in der Luft, ohne Begründung: „Und so glaube ich an das ewige Leben.“

5 Der Heilige Geist wird in diesem Credo der Frau Howe nur in einer sehr merkwürdigen Form erwähnt, aber nicht mit der Aussage unseres autorisierten Credos.

Ich habe dem Liturgieausschuß und unserem Pfarrer auch gesagt, daß die Parole „Wir müssen alles verändern“ eine der Thesen der 68er Revolutionäre sei, die vom Geist der Frankfurter Schule geprägt wurden. Deren geistige Väter Horkheimer, Adorno, Marcuse u.a. seien alle Marxisten und Atheisten gewesen. Von denen stammt auch die weitere Parole vom Marsch durch die Institutionen. Dieser Marsch durch die Institutionen ist von den Jüngern der Frankfurter Schule planmäßig sowohl in der katholischen als auch in der evangelischen Kirche durchgeführt worden. Mir ist die Aussage von Leuten dieser Geistesrichtung bekannt, die lautet: „Wir studieren als Atheisten Theologie, um in die Kirche einzudringen und sie von innen heraus zu zerstören.“ Darum brauchen wir heute die Gabe der Unterscheidung der Geister, damit wir die Wölfe im Schafspelz erkennen und entlarven können, wie Christus uns vorhergesagt hat.

Dieses Glaubensbekenntnis der Julia Ward Howe kann ich nicht mit- bekennen. Ich halte es für eine Ungeheuerlichkeit, daß so etwas in der Heiligen Messe bei uns verwendet wurde, und ich bitte den Herrn Pfarrer und den Liturgieausschuß, daß so etwas nie wieder in unserer Gemeinde vorkommt. Das ist für mich keine Lappalie, sondern ein mir sehr wichtiges Anliegen. Deshalb hatte ich

mit dem Herrn Pfarrer, der den Dankgottesdienst zu meinem 75. Geburtstag hielt, abgesprochen, daß in diesem Gottesdienst bewußt das Credo gesprochen wird und nicht nur ein Glaubenslied gesungen wird, das unsere wichtigsten Glaubensaussagen nur sehr verkürzt wiedergibt.

Ich spreche hier nicht nur als Karl Heidecker, sondern als mit relativ hoher Stimmenzahl demo-

kratisch in den Pfarrgemeinderat gewählter Vertreter einer der größten Gruppen, die es in unserer Pfarrgemeinde gibt: der älteren Generation.

Ich erhielt darauf keine Antwort, sondern es herrschte nur längere Zeit Schweigen. Ich bat den Herrn Pfarrer dann, als keiner mehr zu sprechen wagte, die Sitzung mit einem Gebet zu schließen, was daraufhin geschah. □

Credo – Glaube als Bekenntnis

Bei der Messfeier an Sonn- und Feiertagen wird das Credo gebetet. Es gibt zwei Formen: Das apostolische Glaubensbekenntnis und das Große Glaubensbekenntnis, das auf die Konzilien von Nicäa (325) und Konstantinopel (382) zurückgeht. Letzteres ist in der gesamten Christenheit in allen Konfessionen in Gebrauch. Die Glaubensbekenntnisse stammen aus dem Bekenntnis bei der Taufe. Die Täuflinge wurden in der Antike am Ende der Taufkatechesen nach ihrem Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist gefragt. Der Grund dafür besteht darin, dass man auf den Namen des dreifaltigen Gottes getauft und somit in dessen Lebensgemeinschaft einbezogen wird. Wie die Gnade der Taufe haben wir den Glauben als Geschenk Gottes aus den Händen der Kirche empfangen. Das Glaubensbekenntnis ist mit den Sakramenten und der Anerkennung der vom Heiligen Geist eingesetzten Autorität der Bischöfe als Nachfolger der Apostel ein wesentliches Band, das die Vielfalt der Gläubigen zur Einheit der Gemeinschaft zusammenhält. Selbstfabrizierte Bekenntnisformeln anstelle des Credo, die aus religiöser Kreativität stammen, sind fehl am Platz und haben mit dem katholischen

Glauben nichts zu tun. Das Bemühen um eine zeitgemäße Verkündigung und ihre ansprechende Gestaltung ist anzuerkennen, hat allerdings eine Grenze dort, wo der in Schrift und Tradition der Kirche formulierte Glaube in verkürzende Formeln gebracht wird, die subjektiv und zeitbedingt sind.

Sie sind eher ein Beleg für das Verständnis der Kirche als Gemächte menschlicher Phantasien und Aktivitäten, statt als Werk Gottes, der uns die Kirche als Mutter geschenkt hat.

Bischof Gerhard Ludwig Müller, in „Die Messe“, Augsburg 2002, S. 88

CREDO

re-do in u-num De-um, Patrem omni-po-ten-tem,
Ich glaube an den einen Gott, den allmächtigen Vater,
fa-cto-rem cae-li et ter-rae, vi-si-bi-li-um
Schöpfer des Himmels und der Erde, aller sichtbaren und
omni-um et in-vi-si-bi-li-um. Et in u-num
unsichtbaren Dinge. Und an den einen
Do-mi-num Je-sum Chri-stum, Fi-li-um De-i
Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen
u-ni-gé-ni-tum. Et ex Pa-tre na-tum an-te
Sohn, Er ist aus dem Vater geboren vor
omni-a sae-cu-la. De-um de De-o, lúmen de
aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom
lú-mi-ne, Dé-um vé-rum de Dé-o vé-ro.
Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott;

Ökumene – Fruchtbringende Bemühungen um Einheit mit der Ostkirche

Von Hans Schieser

Wie lange bemühen wir uns schon um die Einheit mit den evangelischen Christen! Und wie weit sind wir eigentlich gekommen? Sicher sind wir weiter als früher, aber immer wieder stoßen wir auf Hindernisse, die nicht nur in theologischen Meinungen, sondern auch in fundamentalen Unterschieden bestehen. Wir sind den Ostkirchen in dieser Hinsicht näher als den Protestanten.

Auch wenn zur Zeit die feindselige Position des russisch-orthodoxen Patriarchen und seiner Bischöfe mehr im Bewusstsein der Öffentlichkeit steht, sollte man nicht vergessen, dass sowohl in Russland als auch in anderen Ländern, wo die „Ostkirche“ besteht, vieles wächst, was zur Hoffnung berechtigt: die Einheit kommt!

Ein Beispiel ist der Besuch von Kardinal Kasper beim bulgarischen Patriarchen Maxim und dem Heiligen Synod der bulgarisch-orthodoxen Kirche im vergangenen Jahr (2002). Es wurde „Bilanz“ gezogen nach dem Besuch des Papstes in Bulgarien. Dass diese positiv ausfiel, kann man auch daraus schließen, dass die Theologische Fakultät der staatlichen Universität in Sofia dem Kardinal den Ehrendoktor verlieh.

In Zukunft wird *Renovabis* ein Projekt an dieser Fakultät fördern.

Es ist dies ein Schritt in eine Richtung, in der schon vieles getan wurde und das bereits Früchte trägt. Wir sollten uns aber fragen, was wir tun können, um diese Bemühungen zu unterstützen und weiter zu tragen.

Die Gelder, die in all die Programme im Osten fließen, sind notwendig und ermöglichen vieles. Aber vieles bleibt auch an den Händen der dortigen „Verantwortlichen“ hängen, die zwar guten Willens sind, aber nicht immer die Kompetenz und die



Archimandrit Johannes S. Stoykov nötige Qualifikation für eine echte Aufbauarbeit haben.

Solange keine Kontrolle von der Geberseite besteht, wird man dies nicht verhindern können. Es gibt indessen Programme, die zusätzlich zu dieser Unterstützung hierzulande Möglichkeiten bieten, dass Theologie-Studenten, vor allem aber Dozenten, soweit sie die deutsche Sprache ausreichend beherrschen, ihr Studium ergänzen und die Erfahrungen machen, welche wichtige Voraussetzungen für ein gegenseitiges Näherkommen und Verständnis sind.

Die Ausbildung der Theologen und Geistlichen in der Ostkirche liegt überall im Argen.

Bei uns auch! Es ist deshalb notwendig, dass wir unsere Theologen und kirchliche Führungskräfte mit der Aufgabe einer realistischen Ökumene vertraut machen und sie ausrüsten, für die Einheit gerade mit den Ostkirchen zu arbeiten.

Die Katholische Universität Eichstätt bietet schon seit einigen Jahren Nachwuchsdozent(inn)en und Theologiestudenten aus Russ-

land und anderen Ländern des Ostens Stipendien für Studienaufenthalte von einem Semester bis zu einigen Jahren an.

An der Gustav-Siewerth-Akademie im Südschwarzwald entsteht jetzt ein Programm, das in diese Richtung weist: Der dort wirkende bulgarische Archimandrit, Mag. Johannes S. Stoykov, führt mit seinen Seminaren und Vorlesungen in die Geschichte der Orthodoxen Kirchen ein. Als ein „Insider“ ist er sowohl mit seiner Heimat und der bulgarischen und allgemeinen orthodoxen Tradition als auch mit der römisch-katholischen und den protestantischen Perspektiven vertraut.

Voraussetzung für eine fruchtbringende ökumenische Arbeit ist nicht nur das theoretische Wissen um die verschiedenen Perspektiven und ihre gemeinsamen Wurzeln, sondern die unmittelbare Erfahrung mit der Liturgie, den theologischen Quellen, die noch aus der Zeit vor der unseligen Trennung stammen, und nicht zuletzt die persönlichen Begegnungen mit orthodoxen Geistlichen und Gläubigen. Was wir hier an Energie und Geld investieren und damit vor allem der jungen Generation der Geistlichen auf unserer und orthodoxer Seite zugute kommen lassen, bringt bereits jetzt reiche Früchte.

Die Ökumene wird hauptsächlich von „unten“ getragen, nicht von den Patriarchen und Kirchenpolitikern, aber auch nicht von den Theologen: es sind die Seelsorger, die in ihren Pfarreien und in den Schulen die Grundlagen für die Einheit der Christen legen.

Dr. Hans Schieser ist Prof. em. der DePaul University Chicago, Ordtl. Prof. der Gustav-Siewerth-Akademie Bierbronn, Gastprofessor an verschiedenen staatlichen Universitäten in Sibirien.

Wie gerecht ist der Krieg im Irak?

Das Völkerrecht, der Heilige Stuhl und der Krieg gegen den internationalen Terrorismus

Von Franz Salzmacher

1441 Diese Zahl dürfte mittlerweile bekannter sein als 4711. Ein Offizier Napoleons schrieb die Zahl 4711 auf eine Hauswand in Köln, hinter der dann das „kölnisch Wasser“ entwickelt wurde. Der berühmte Zeitgenosse Joseph Görres schrieb damals als Vertreter der rheinischen Landsleute in Paris über Napoleon, das sei ein Mann von Charakter und Geist, aber er habe die „zermalmende“ Kraft, die „alle Opposition erdrückt unter dem Schimmer der Größe“. Ähnliches kann man heute von Amerika sagen, trotz der zahllosen Demonstranten gegen den Krieg. Zu dieser „zermalmenden Größe“ Amerikas gehört die Zahl 1441. Nicht viele der Demonstranten haben sie gelesen, die Resolution 1441 des Sicherheitsrats der Vereinten Nationen. Sonst wüssten sie, dass nicht Washington den Frieden gefährdet, sondern Saddam Hussein. In der Resolution werden dem Irak „ernsthafte Konsequenzen“ angedroht, falls er nicht mit den Inspektoren kooperiere. Unter den ernsthaften Konsequenzen verstehen eigentlich alle 15 Staaten, die der Resolution Anfang November zugestimmt haben, militärische Aktionen bis hin zu einem Krieg. Da das Regime des Saddam Hussein nicht willig kooperiert, sondern im Gegenteil die Inspektionen verschleppt, wollen die Angelsachsen militärische Maßnahmen ergreifen. Die Kontinentaleuropäer haben sich dem vor allem unter Führung Frankreichs lange widersetzt. Die französische Position wiederum deckt sich mit der des Heiligen Stuhls. Teilweise bis in die Wortwahl hinein wiederholte Staatspräsident Chirac, dass Krieg immer das allerletzte Mittel sei, eigentlich ein „Versagen der Menschheit“. Aber der Mensch ist schwach und versagt, deshalb kommt es auch immer wieder zu Krieg.

Auch die irakische Führung versagt. In ihrer Hand lag es, militärische Maßnahmen zu verhindern. Zu diesen Maßnahmen dürfte es bis Mitte des Monats kommen, wenn der Wille zur Abrüstung sich nicht doch noch in konkreten Taten niederschlägt. Papst Johannes Paul II. hat bei seinem Treffen mit dem irakischen Vizepremierminister

Tarek Aziz darauf bestanden, dass der Irak unbedingt „wirksam und tatsächlich“ mit den Vereinten Nationen zusammenarbeite, um einen Krieg zu vermeiden. Da nützte es nicht viel, dass der Vizepremier, ein chaldäischer Christ, von einem „Angriffskrieg, der gegen den Irak vorbereitet wird“ redete. Es handelt sich nicht um einen Präventivkrieg. Bagdad hat bereits 16 Resolutionen nicht befolgt. Es wäre durchaus im Sinne des Völkerrechts, diese Resolution militärisch durchzusetzen, wenn Gefahr im Verzuge ist. Das scheint der Fall zu sein. Jedenfalls ist der Irak bisher immer die Antwort auf die Frage schuldig geblieben, wo Tausende von Kilogramm chemischer Kampfstoffe verblieben sind, die nach allen 17 Resolutionen vernichtet werden sollten.

Was der Katechismus sagt

Ius ad bellum: Damit ein Krieg gerechtfertigt ist, muss eine Anzahl von Kriterien erfüllt sein: das Vorhandensein eines gerechten Grundes; dass die Kriegshandlung von einer legitimierten Autorität eingeleitet wird; dass diese von der richtigen Absicht geleitet wird; dass die Ergebnisse einer Handlung nicht mehr Übles bewirken als das angestrebte Gut wert ist; dass es das letzte Mittel ist; dass eine angemessene Erfolgsaussicht besteht; dass das Endergebnis die Errichtung des Friedens ist.

Ius in bello: Wenn eine geplante Kampfmaßnahme diesen Anforderungen entspricht, so sind außerdem noch Einschränkungen zu berücksichtigen in dem, was bei der sich dann ergebenden Kriegshandlung legitim ist. Es sollte eine Verhältnismäßigkeit der angewandten Mittel herrschen, bei der das Maß der Gewalt, das notwendig ist, die Ziele des Konfliktes zu erreichen, nicht überschritten wird. Es muss auch Sorge dafür getragen werden, dass Schäden oder Tod bei unschuldigen Personengruppen vermieden werden.

Katech. der kath. Kirche 2302 bis 2317

Diese Position vertrat auch der katholische Theologe Michael Novak, einer der weltweit bekanntesten amerikanischen Sozialethiker, bei einem Vortrag in Rom. Der Irakkrieg sei nach den traditionellen Prinzipien legitimer Verteidigung gerechtfertigt, sagte Novak, man müsse nicht erst auf den Begriff des Präventivkrieges zurückgreifen. Novak hat bereits bei verschiedenen Begegnungen im Vatikan und in Italien die Position der amerikanischen Regierung gerechtfertigt. Zum Beispiel traf er sich mit Erzbischof Jean-Louis Tauran, Sekretär für die Beziehungen zu den Staaten, sowie mit Vertretern des Päpstlichen Rates Iustitia et Pax. Der Vortrag trug den Titel „Die Doktrin vom gerechten Krieg und der Irak“. Novak sagte, „ein eventueller militärischer Angriff der USA auf den Irak hat nichts mit einem Präventivkrieg zu tun“. „Die USA hätten die Befürchtung, dass die chemischen und bakteriologischen Massenvernichtungs-

waffen (Senfgas, Anthrax, Sarin usw.), über die Saddam Hussein verfügt und deren Zerstörung bisher nicht bewiesen ist, von fundamentalistischen Terroristen benutzt werden könnten. Saddam verfüge über „5.000 Liter Antrax, und wir wissen, dass diese von Terroristengruppen in aller Welt benutzt werden können“, so Novak. „Wir dürfen keine weiteren Massaker wie das vom 11. September zulassen. Daher fordern wir Saddam auf, seine Arsenale zu vernichten. Die Abrüstungsvereinbarung, die Saddam 1991 unterzeichnete, hat er bis heute nicht verwirklicht“.

Nun könnte man Novaks Einlassungen als Meinung eines einzelnen Herrn abtun. Aber es gibt eine ganze Reihe solcher einzelner Herren. Zum Beispiel den spanischen Verteidigungsminister, ein Mitglied des Opus Dei, der die Frage des Irak-Krieges, mithin die spanische Position, die mit der amerikanischen deckungsgleich ist, als „keine Glaubensfrage“ bezeichnete und insofern auf die Interpretationsmöglichkeiten der Lehre vom gerechten Krieg hinwies. Das tun auch andere praktizierende Katholiken in den Regierungen, die die amerikanische Haltung unterstützen. Das fällt nicht allzu schwer. Alle, auch die Amerikaner und auch der Heilige Stuhl, bezeichnen den Krieg ja als „letztes Mittel“ zur Entwaffnung Saddam Husseins und zur Durchsetzung der Resolutionen.

Der Unterschied liegt im Zeitfaktor und in der Einschätzung der Bedrohung. Hier spielen Emotionen und psychologische Tiefen hinein. Amerika ist gezeichnet von der offenen Wunde namens „ground zero“, Spanien trägt seit Jahren am baskischen Terror der ETA, die Briten vergessen sowieso alles, wenn es um die Durchsetzung des Rechts geht, siehe Falkland-Krieg. Über sie und ihr Denken und Fühlen schüttelte der deutsche Dichter Novalis verständnissuchend den Kopf als er sagte: „Die Briten sind jeder für sich eine Insel.“

Die traditionelle kirchliche Lehre über den Begriff eines gerechten Krieges ist emotionslos rational, aber nicht ohne Verständnis für die Menschen. Im Gegenteil. Das bewundernswerte Engagement von Johannes Paul II. gegen einen Krieg ist nur zu begreifen, wenn man sein Verständnis und Mitfühlen mit der irakischen Bevölkerung berücksichtigt. Er verlässt den Boden der traditionellen Lehre nicht, er entwi-



Vor dem Diplomatischen Corts. Johannes Paul II. warnt eindringlich vor Krieg.

ckelt sie sogar weiter im Sinne von Johannes XXIII., der in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ 1963 stark die Verhandlungen an Stelle von Gewalteinsatz hervorhob (Nr. 126-129). Die Bedrohung durch nukleare Waffen – die Kubakrise war gerade vorbei – bewogen den Papst damals zu erklären: „Es verstößt gegen die Vernunft, zu behaupten, dass Krieg in unserer Zeit ein geeigneter Weg sei, Rechte wieder herzustellen, die verletzt worden sind.“

Inzwischen sind nicht nur die Bedrohungen eines nuklearen Holocaust im Bewusstsein der Menschen verankert, auch die Gefahren anderer Massenvernichtungswaffen – biologische, bakteriologische, chemische – machen der Menschheit, jedenfalls den vernünftigen Teilen unter ihr, bewusst, dass sie sich ein Versagen nicht leisten kann. Daher die Dringlichkeit, mit der Johannes Paul II. vor einem Krieg warnt, der solche Kräfte entfesseln könnte. Schon das Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Botschaft und Bedingungen der Kirche in der Welt, „Gaudium et Spes“ hebt unter Nr. 78-80 die selbstzerstö-

rische Natur des modernen Krieges hervor. Es warnt auch vor der Verwendung des Terrorismus als einer neuen Methode, Konflikte auszutragen. Während es zu friedlichen Verhandlungen bei Konflikten ermutigt, schließt das Zweite Vatikanische Konzil dennoch nicht die Anwendung von Waffengewalt aus: „Solange die Gefahr eines Krieges fortbesteht und es keine internationale Autorität mit der notwendigen

Kompetenz und Macht gibt, kann Regierungen das Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung nicht verweigert werden, wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung erschöpft sind.“ Das Konzil macht sich die Verurteilung des totalen Krieges, wie sie schon von den letzten Päpsten ausgesprochen wurde, zu eigen und erklärt: „Jede Kriegshandlung, die auf die Vernichtung ganzer Städte oder weiter Gebiete und ihrer Bevölkerung unterschiedslos abstellt, ist ein Verbrechen

gegen Gott und gegen den Menschen.“

Bei der Zusammenfassung der Lehre der Kirche zur Anwendung von Gewalt stellt der Katechismus unter Nr. 2309 fest, dass die gewaltige Zerstörungskraft moderner Waffen besonders in Betracht gezogen werden muss, wenn es um die Entscheidung geht, ob die Verwendung von Gewalt mehr Unheil und Unordnung erzeugt als das zu beseitigende Böse. Er verurteilt ebenfalls die unterschiedslose Anwendung von Gewalt und hebt die Gültigkeit des Sittengesetzes während eines Konfliktes hervor. Aber der Katechismus sagt auch von denen, die in den Streitkräften dienen: „Wenn sie ihre Aufgabe richtig erfüllen, tragen sie zum Gemeinwohl der Nation und zur Erhaltung des Friedens bei“ (Nr. 2310).

Immer geht es um die Abwägung. Wann ist Krieg wirklich das letzte Mittel? Und wenn schon Waffengewalt angewandt wird, dann gilt nach wie vor die Lehre von der Eindämmung oder von der begrenzten Anwendung der Gewalt. Schon die klassische Kriegsrechtslehre der Kirche kennt zwei klar unterscheidbare Be-

reiche: Das „ius ad bellum“ (das Recht, Krieg zu führen); und das „ius in bello“, die Prinzipien, nach denen sich die Anwendung von Gewalt richten muss (Kriegsrecht, in einem Krieg erlaubte Handlungen). Vor allem beim ius in bello können die Europäer aufgrund der Erfahrungen des letzten Jahrhunderts durchaus besorgt sein. Der totale Krieg ist keine Utopie. Auch mit Blick auf die Mentalität der Amerikaner darf man Bedenken hegen. Ihre Art Krieg zu führen ist massiv. Das hat Vietnam gezeigt, das sah man auch im ersten Golfkrieg gegen den Irak, das sah man auch auf dem Balkan. Hinter dem Einsatz massiver Mittel, vor allem Bomben und Raketen, steht die Sorge amerikanischer Präsidenten, die eigenen Verluste möglichst niedrig zu halten. Deshalb ist damit zu rechnen, dass auch bei einem zweiten Irak-Krieg massiv Bomben und Raketen eingesetzt werden, worunter vor allem die Zivilbevölkerung zu leiden hat.

Der Krieg ist das letzte Mittel – wofür? Zur Wiederherstellung des Rechts und der Gerechtigkeit. In der Tat stellte Johannes Paul II. in zahlreichen Botschaften zum Weltfriedenstag fest, etwa 1982, dass „Christen, wie sehr sie auch danach streben, gegen jede Form von Krieg Widerstand zu leisten und sie zu verhindern, keine Bedenken haben, daran zu erinnern, dass um des elementaren Grundrechts auf Gerechtigkeit willen die Völker ein Recht und sogar eine Pflicht haben, ihre Existenz und ihre Freiheit mit angemessenen Mitteln gegen einen ungerechten Angreifer zu schützen. „Das dürfte auch für den Krieg gegen den Terrorismus gelten, wenn dessen Angriffe so massiv sind wie am elften September oder wenn er mit Massenvernichtungsmitteln droht. Deshalb empfindet sich die Bush-Regierung auch „im Krieg“. Es ist eine akademische Frage, ob dies wirklich Krieg sei oder nur Verbrechen. Die klassische Kriegsdefinition der Friedensforschung geht jedenfalls von Krieg aus, wenn ein organisierter Gewalteintritt mehr als tausend Tote fordert.

Dann sei es sinnvoll von einem „gewaltsamen Massenkonflikt“ zu sprechen. Akademisch ist die Frage auch deshalb, weil die amerikanische Regierung ihre Antwort bereits gegeben hat und handelt – durchaus im Bewusstsein, auf der Seite des Rechts zu sein.

Die Kirche hat sich über terroristische Handlungen auch Gedanken gemacht. Die Glaubenskongregation erklärte schon 1986 in einer „Instruktion über christliche Freiheit und Befreiung“ und zwar in der dortigen Nummer 79: „Niemals dürfen Verbrechen, wie Vergeltungsmaßnahmen gegen die gesamte Bevölkerung, Folter oder terroristische Methoden – ob sie durch eine etablierte Staatsmacht oder durch Rebellen begangen werden – gutgeheißen werden.“ Und in seiner Generalaudienz am 12. September 2001, einen Tag nach den „Angriffen auf die Vereinigten Staaten“ oder – je nach Interpretationsneigung – den „Anschlägen auf das World Trade Center“, erklärte Johannes Paul II.: „Angesichts solchen unsagbaren Grauens können wir nur zutiefst beunruhigt sein. Ich füge meine Stimme allen Stimmen hinzu, die sich in diesen Stunden erheben, um empörte Verurteilung auszudrücken, und ich wiederhole mit Nachdruck, dass die Wege der Gewalt niemals zu echten Lösungen der Probleme der Menschheit führen werden.“ Aber er ermahnte ein Jahr später die Vereinig-

ten Staaten auch, im Strudel der terroristischen Angriffe „der Versuchung von Hass und Gewalt nicht nachzugeben“, und rief „das geliebte amerikanische Volk“ auf, mit „Gerechtigkeit“ zu reagieren.

Die vom Terrorismus ausgehende Bedrohung mit „Gerechtigkeit“ zu bekämpfen, ist keine leichte Aufgabe. Terroristen zu identifizieren und unschädlich zu machen ist etwas anderes als eine konventionelle Kampfmaßnahme. Darin liegt die neue Herausforderung für das Völkerrecht und die internationale Staatengemeinschaft. Das sieht man übrigens auch in Amerika so. Präsident Bush, der gerade in Deutschland sehr verkannt und geradezu gehasst wird – hier sind viele auf die versteckten Hetzparolen von Bundeskanzler Schröder hereingefallen – spricht offen von der „Notwendigkeit, effektive internationale Organisationen“ zu haben im Kampf gegen den Terrorismus. Sollten sie allerdings nicht effektiv sein und sich selbst blockieren, so wie das schon während des Kalten Krieges der Fall war, dann wird Amerika sich selbst verteidigen. Und zwar dort, wo es die Gefahren ausgemacht hat. Das ist heute der Irak und morgen vielleicht Syrien und der Iran. Abwegig ist das nicht. Damaskus und Teheran unterstützen den internationalen Terrorismus schon seit Jahrzehnten und verfügen über die größten Arsenale an chemischen und bi-

ologischen Kampfstoffen in der Region, die Mullahs treiben darüber hinaus auch den Bau der Atom-bombe zügig voran. Es wäre für die Europäer gut, sich mit den Amerikanern zu verständigen. Die eigene Bevölkerung gegen Amerika aufzuhetzen, wie Schröder und Fischer das subtil tun, nützt nur vordergründigen persönlichen Machtinteressen. Für eine Friedenspolitik ist das zu wenig. □



Sieht sich im gerechten Krieg: US Präsident George Bush vor Methodisten in Iowa.

Ethischer Relativismus und der Kannibale von Fulda

Gedanken zur „Lehrmäßigen Note zu einigen Fragen über den Einsatz und das Verhalten der Katholiken im politischen Leben“

Von Robert Spaemann

Die hier vorgelegte „Note“ der Kongregation für die Glaubenslehre kritisiert ein Vorurteil, das in der westlichen Welt bereits zu einem Bestandteil der „political correctness“ geworden ist. Das Vorurteil lässt sich in folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Die höchsten Werte einer freiheitlich demokratischen Ordnung sind Toleranz und Pluralismus.

2. Toleranz ist unvereinbar mit der Überzeugung, im Besitz einer absoluten und endgültigen Wahrheit zu sein.

3. Die Rechtsordnung eines freiheitlichen Staates gründet ausschließlich im Willen seiner Bürger. Sie darf deshalb keine ethischen Prinzipien voraussetzen, deren Universalität nur von einem Teil der Bürger anerkannt wird.

4. Es gibt nicht so etwas, wie das „von Natur Rechte“. Das Recht darf nur Handlungen verbieten, die gegen den Willen derer verstoßen, die von den Folgen einer solchen Handlung betroffen sind.

Das Vorurteil, das diesen Thesen des weltanschaulichen Liberalismus zugrunde liegt, ist nicht nur irrig, sondern gefährlich, und zwar gefährlich für den freiheitlichen Rechtsstaat. Nur aufgrund einer gewissen Inkonsistenz in der Anwendung dieser Prinzipien bleiben die verhängnisvollen Folgen zunächst verborgen. Ich diskutiere im Folgenden die genannten vier Thesen.

Toleranz und Pluralismus

1. Pluralismus ist ein vieldeutiges Wort. Die Schöpfung ist „pluralistisch“. Es gibt eine gewaltige Vielfalt der Arten, Vielfalt von Menschen, von Rassen, Nationen und Kulturen, und innerhalb dieser wieder eine Vielfalt von Gruppierungen und von Individuen. Diese Vielfalt macht den

Reichtum der Welt aus. Reduktion der Vielfalt bedeutet Verarmung. Wessen Verarmung? Verarmung der einen Welt. Wäre die Welt nicht eine, wäre das Sein nicht eines, dann hätte es keinen Sinn, von der Vielfalt als von einem Reichtum zu sprechen. Unser Begriff „Sein“ umfasst alles, was es gibt. Behaupten, es existiere etwas außerhalb des Seins, enthält einen Selbstwiderspruch.

Das gleiche gilt für den Begriff der Wahrheit. Wer sagt, dass etwas so und so ist, schließt damit aus, dass es nicht so ist. Und wenn er sagt, niemand könne wirklich wissen, dass etwas sich so und nicht anders verhält, dann behauptet er eben damit wiederum etwas, und diese Behauptung ist entweder wahr oder falsch. Gäbe es so etwas wie eine Pluralität der Wahrheit, dann wäre auch das Gegenteil wahr, und es wäre also in Wirklichkeit gar nichts gesagt. Newtons Gravitationskonstante gilt, oder sie gilt nicht. Ohne einen universalistischen Wahrheitsbegriff käme jede wissenschaftliche Forschung sofort zum Erliegen. Eine andere Frage ist die nach der Angemessenheit unserer Begriffe, wenn wir über nichtempirische Wirklichkeit sprechen. Diese Frage ist nicht unser Thema. Weil wir von Gott nur in Bildern sprechen und denken können, hat Gott selbst uns ein adäquates Bild von sich gegeben in Jesus Christus. „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9).

Aber nicht nur die Begriffe des Seins und des Wahren sind ihrer Definition nach universalistisch, sondern auch der Begriff des Guten. „Das Gute, wenn es offenbar wird, ist allen gemeinsam“, heißt es bei Platon. Wenn wir sagen, Pluralismus sei etwas Gutes, dann hat dieser Satz nur einen Sinn, wenn das Wort „gut“ selbst einen eindeutigen Sinn hat.

Wenn gut und böse relativ sind, dann haben diese Worte in der Tat überhaupt keine Bedeutung. Vor allem hätten wir nicht die Möglichkeit, irgendwelche Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu verurteilen. Heinrich Himmler, der Führer der SS im „Dritten Reich“, feierte in einer Rede die selbstlose Moral der Henker von Auschwitz, die ohne Aussicht auf Anerkennung und ohne persönlichen Vorteil die Menschheit vom Krebsgeschwür des Judentums befreit hätten. Es gibt bekanntlich auch eine Selbstlosigkeit des Bösen. Aber hier von „böse“ zu reden – das kann der Relativist nur so interpretieren, dass wir eben anders fühlen als Himmler. Ein Urteil darüber, welches Empfinden besser als das andere ist, muss sich der Relativist versagen, denn ihm zufolge gibt es keinen „nicht relativen“ Maßstab des Guten. Wenn die Griechen des 5. Jahrhunderts vor Christus einen solchen Maßstab im Begriff der „physis“, der „Natur“, gefunden zu haben glaubten, dann nach Meinung des Relativisten deshalb, weil sie sich der kulturellen Bedingtheit menschlicher Sitten noch nicht bewusst waren.

Das Gegenteil ist richtig: In dem Augenblick als die Griechen sich u.a. aufgrund von Reiseberichten dieser Bedingtheit bewusst wurden, begannen sie nach einem nicht relativen Kriterium zu suchen, aufgrund dessen man zwischen besseren und schlechteren Sitten unterscheiden kann. Dass es einen solchen Maßstab geben muss, beweist schon die Tatsache, dass die Menschen über ihn streiten. Über Geschmacksfragen kann man nicht streiten. Über gut und böse wird gestritten, weil Urteile über gut und böse immer einen universalistischen Anspruch implizieren. Übrigens besteht in den weitaus meisten Fällen in der ganzen Menschheitsfamilie Einigkeit

über das, was zu loben und was zu tadeln ist. Überall, wo nicht ideologische Umerziehung stattgefunden hat, gelten Dankbarkeit, Liebe zu den Eltern, Treue, Ehrlichkeit, Tapferkeit und Barmherzigkeit als etwas Schönes; Undank, Verrat, Lüge, Feigheit und Grausamkeit als etwas Hässliches.

Das Christentum hat diese Tugenden nicht erfunden, sondern nur zu ihrer uneingeschränkten freien Entfaltung gebracht. Es hat sie befreit von dem Zwang, immer wieder gegenüber den Erfordernissen der Selbstbehauptung abzudanken. Das Christentum lehrt: Wer den Willen Gottes tut, kann seine Selbsterhaltung Gott überlassen. — Das erst macht die Unbedingtheit des Sittlichen möglich.

2. Der Relativismus kennt letzten Endes nur eine Tugend: die Toleranz. Aber auch hierin ist er widersprüchlich. Gerade er kann so etwas wie Toleranz nicht begründen. Warum soll Toleranz ein Wert sein? Weil er den inneren Frieden eines Gemeinwesens fördert? Aber der kann auch gefördert werden durch Unterdrückung und Ausrottung aller Andersdenkenden. Muss man nicht auch tolerant sein gegen Religionen und Weltanschauungen, die Intoleranz fordern? Ist nicht jede Überzeugung so gut wie jede andere? Manche Relativisten plädieren für Toleranz auch gegen Intoleranz, manche für Intoleranz gegen Intoleranz, und als Intoleranz gilt ihnen jede wirkliche Wahrheitsüberzeugung, das heißt jede Überzeugung, die die entgegengesetzte Überzeugung für

falsch hält. Wo Toleranz nicht ein abgeleiteter, sekundärer, sondern der höchste Wert ist, da verwandelt sie sich in Intoleranz gegen das, was doch der Toleranz erst ihren Wert verleiht: die Heiligkeit des Gewissens. Das Auge des Menschen, für sich genommen, hätte keinen Wert, wenn es nicht das Licht und das Sichtbare gäbe. Die Überzeugungen eines Menschen hätten keinen Wert, wenn es nicht die Wahrheit und das Gute gäbe, auf die das Gewissen und die Überzeugungen hingerichtet sind, auch dann, wenn sie sie im Einzelfall verfehlen. Die Würde des Menschen gründet in diesem Wahrheitsbezug. Toleranz aber ist das Zurücktreten vor dieser Würde. Der Relativismus verneint den Wert gerade dessen, was Toleranz überhaupt erst begründet: Überzeugungen. Auch der Dialog zwischen Religionen, Weltanschauungen und Wahrheitsüberzeugungen wird unmöglich, wo der Dialog selbst an die Stelle der Überzeugungen tritt und

derjenige für dialogunfähig erklärt wird, der Überzeugungen mitbringt, die er nicht bereit ist zur Disposition zu stellen und in bloße Hypothesen zu verwandeln. Diese Dialektik ist alles andere als rein theoretisch. Die liberale Intoleranz ist heute in der westlichen Welt eindeutig im Vormarsch. Wer ihr Widerstand leistet, wird als „Fundamentalist“ marginalisiert.

3. Grenzenlose Toleranz ist unmöglich. Von Fremden kann erwartet werden, dass sie sich den Sitten eines Landes anpassen. Von jedem muss erwartet werden, dass sein Handeln die elementaren Regeln menschlichen Zusammenlebens nicht verletzt. Wenn jemandem sein irrendes Gewissen befiehlt zum Terroristen zu werden, dann muss er daran gehindert werden zu tun, was sein Gewissen befiehlt. Gerade indem er daran durch Zwang gehindert wird, bleibt sein Gewissen respektiert. Denn niemand ist im Gewissen verpflichtet zu tun, was ihm

Die Mittelgruppe aus der „Schule von Athen“, mit Platon und Aristoteles. – Von Raffael, Stanza della Segnatura im Vatikan, 1511.

„Mit der Note zum politischen Einsatz der Katholiken schreibt die Kirche eine Linie der »philosophia perennis« (der immerwährenden Philosophie) fort, die bei den klassischen griechischen Philosophen ihren Anfang nimmt ...“

*Joachim Kardinal Meisner,
„Die Tagespost“ v. 18.1.03, S. 13*



unmöglich gemacht wird. Für den Relativisten allerdings gibt es gar nicht den Unterschied zwischen einem intakten und einem irregeleiteten Gewissen. Er kennt keinen über-subjektiven Maßstab, der es erlauben würde, einen solchen Unterschied zu machen.

Rechtsordnung eines Staates

Die staatliche Ordnung entspricht deshalb nach relativistischer Auffassung nicht einer von Gott gewollten „Natur der Dinge“, sondern immer nur der Willkür. In der Demokratie gibt es die Regel, dass die Willkür der Mehrheit bei Entscheidungen den Ausschlag gibt. Aber heißt das, dass es ein natürliches Recht der Mehrheit gibt, einer Minderheit Beliebiges zuzumuten? Wo ist die

Grenze des Zumutbaren? Der Relativist kennt nur zwei Alternativen: entweder die faktische Akzeptanz durch die Betroffenen oder die faktische Übermacht der Mehrheit. Beide Alternativen sind nicht akzeptabel. Die faktische Akzeptanz durch die Betroffenen macht es unmöglich, irgend jemandem irgend etwas zuzumuten, wenn er seine Zustimmung verweigert. Das bedeutet: Anarchie. Die faktische Übermacht, also das Recht des Stärkeren, ist kein Recht, sondern das Gegenteil. Jede menschliche Lebensordnung, die diesen Namen verdient, entspringt dem Willen, der bloß physischen Übermacht Grenzen zu setzen. Der Relativist versteht den Ursprung dieser Grenzen nicht und kennt daher nur die Alternative: Anarchie oder Tyrannei. Diese Alternative ist unausweichlich, wenn es nicht eine in der vernünftigen Natur des Menschen gründende Ordnung gibt, die die politische Macht zugleich legitimiert und begrenzt.

Der große Bekennerbischof Kardinal Clemens August von Galen sagte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vor den Trümmern des Domes von Münster zu den versammelten Katholiken sinngemäß: „Was wir jetzt erlebt haben, Tyrannei, Verfolgung, Terror und Verwüstung, ist die Strafe Gottes für das, was die Deutschen 1919 an den Anfang ihrer Verfassung geschrieben haben: »Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus«. Nun haben wir die Staatsgewalt erlebt, die vom Volke ausging,

und es wird Zeit, dass wir uns auf den einzig legitimen Ursprung jeder Staatsgewalt, auch der demokratischen, besinnen, auf Gott.“ Schon Platon schreibt, dass kein Mensch, sondern nur Gott Herr von Menschen ist. So wenig der Papst seine Autorität den Kardinälen verdankt, die ihn gewählt haben, so wenig verdankt sie der demokratisch gewählte Staatsmann dem Volk, das ihn gewählt hat. Auch für ihn gilt das Wort Jesu zu Pilatus: „Du hättest keine Macht, wenn sie, dir nicht von oben gegeben wäre“ (vgl. Joh 19,11). Die Grenzen seiner Macht haben denselben Ursprung wie die Legitimität dieser Macht: das natürliche Sittengesetz, in dem sich für uns der göttliche Wille manifestiert.

Wo eine Volksvertretung Gesetze erlässt, die dieser Ordnung widersprechen, da endet die Pflicht zur Loyalität. Wenn die Mehrheit eines Volkes die Ausrottung oder Versklavung einer Minderheit beschließt oder billigt, da ist es das Recht und die Pflicht jedes Bürgers, der die Rechtswidrigkeit dieses Gesetzes erkennt, sich gesetzwidrig auf die Seite dieser Minderheit zu stel-



Melchor Cano OP (1509-1560), leidenschaftlicher und unerschrockener Kämpfer für die Menschenrechte der Indianer. (Zeitgen. Stich).

*Cano war ein Schüler von Franz de Vitoria OP, des Begründers der Völkerrechtslehre (1483-1546). Die spanische Spätscholastik der Dominikaner und Jesuiten steht, auf Thomas von Aquin fußend, in der Tradition der klassischen Naturrechtslehre. – „Eine goldene Ära der europäischen Wissenschaft“ (Josef Kard. Höffner, *Kolonialismus und Evangelium*, Trier ³1972, S. 244).*

len, den Bedrohten zu helfen und auf eine Ordnung hinzuarbeiten, die der Mehrheit den Verzicht auf das Unrecht aufzwingt. Wenn ihm entgegengehalten wird, eine religiös motivierte Minderheit habe hierzu nicht das Recht, so kann die Antwort nur lauten: Wir zwingen euch nicht die Religion auf. Aber wir hindern euch in der Tat, wenn wir können, unschuldige Menschen zu vergewaltigen oder zu töten, auch wenn ihr glaubt, dazu ein Recht zu haben. Und indem wir das tun, verteidigen wir die Legitimität der Ordnung, auf der eure eigene Macht beruht.

4. Der Liberalismus lässt dieses Argument unter Umständen gelten. Aber er akzeptiert nur eine einzige Grenze menschlichen Handelns: den Willen des Betroffenen. Er lehnt alle Gesetze ab, durch die Menschen eingeschränkt werden, vorausgesetzt, es wird niemandem etwas zugefügt gegen seinen Willen. Aber der Wille ist ein zu ambivalentes Ding, als dass es den Begriff einer „Natur des Menschen“ ersetzen könnte. Der Wille ist manipulierbar. Es ist denkbar, durch genetische Manipulation Sklaven zu züchten, die mit ihrem Sklavenstatus ganz einverstanden sind. Warum sollen wir das nicht tun, wenn es so etwas wie eine Würde der menschlichen Natur nicht gibt, sondern nur eine Würde des Willens? Perversionen wie Sadismus und Masochismus werden heute bereits offen propagiert, vorausgesetzt, ein Sadist tut sich mit einem Masochisten zusammen.

Eine harte Nuss wartet inzwischen auf das Urteil der liberalen Relativisten. Kurz vor Weihnachten wurde bekannt, dass ein Mann – ausgerechnet in Fulda – via Internet einen Komplizen gefunden hat, der bereit war, sich von ihm töten und verspeisen zu lassen. Ein Video hält fest, wie dem Opfer zunächst der Penis abgeschnitten, gebraten und gemeinsam verspeist wird. Dann fand der Mord statt. Das Ganze geschah in gegenseitigem unmanipulierten Einverständnis. Es handelte sich also in relativistischer Sicht nicht um ein Verbrechen. Sollte dieser Fall nicht vielleicht doch Anlass sein, über den Begriff eines natürlichen Sittengesetzes erneut nachzudenken?

L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, 7.2.2003

„Hoffnungsträger der Kirche“

Gedanken über neue Gemeinschaften

Von Cornelius Roth



Der jetzige Regens des Fuldaer Priesterseminars Dr. Cornelius Roth hielt beim Kongress „Freude am Glauben“ am 21. Juni 2002 das folgende Referat:

Deutschland auf die Nerven. Gab es nicht woanders auch Christen, die ihren Glauben froh und begeistert und nicht missmutig und nörglerisch lebten? Wenn mein Onkel – der verstorbene Erzbischof Dyba – aus Afrika kam und uns davon berichtete, konnte ich es kaum glauben. Nein, so fröhlich kann der Glaube nicht sein. Erst später, während meines Studiums (vor allem in der Zeit in Rom), habe ich Menschen getroffen, die in geistlichen Gemeinschaften aktiv waren und mir etwas von dieser Freude vermittelten. Vor allem sprachen sie mir in meiner persönlichen Berufung Mut zu. Ich kann mich noch gut an eine Begebenheit erinnern, als ich an der Gregoriana mit einer jungen Kolumbianerin gesprochen habe und ihr erzählte, dass ich Seminarist bin und Priester werden möchte. Wenn ich das in Deutschland erzählte, kam entweder ein ungläubiges Staunen oder ein massives Abraten: „Tu’ Dir das doch nicht an! Du machst Dich nur unglücklich!“ Hier aber auf einmal leuchtende Augen und dann der Satz: „Ich werde für Dich beten!“ Zunächst war ich etwas verwirrt, doch dann dachte ich: Hier ist ein junger Mensch, der meine Berufung zum Priester als etwas Positives betrachtet und durch sein Gebet unterstützt. So etwas hatte ich von jungen Leuten bis dahin noch nicht erlebt.

In Rom bekam ich überhaupt einige Impulse von geistlichen Gemeinschaften. Samstag abends ging ich häufig zu den Gottesdiensten von *San Egidio* in eine kleine Kirche in Trastevere. Dort spürte ich sowohl etwas von der Freude am Glauben, als auch von der Tiefe, die mit dem Glauben verbunden sein kann. Wenn wir von der „Freude am Glauben“ sprechen, ist ja keine oberflächliche Freude gemeint, die aus den Problemen der Welt nur eitel

Wenn ich die Ehre habe, zum Thema „Neue geistliche Gemeinschaften als Hoffnungsträger der Kirche“ eine kleine Einführung zu geben, muss ich zunächst einmal zugeben, dass ich zu keiner der seit den 50er Jahren aufgebrochenen Bewegungen des Hl. Geistes in der Kirche eine engere Beziehung habe. Allerdings habe ich viele dieser Gemeinschaften (z.B. die *Jugend 2000* und die *Gemeinschaft Emanuelle*) schon mehrere Male begeistert erlebt, vor allem auf den Weltjugendtagen in Paris und Rom, an denen ich teilgenommen habe. Gegen alle Untergangsstimmung in der Kirche haben dort Hunderttausende von Jugendlichen (in Rom 2 Millionen!) bezeugt, dass die Kirche lebt, und dass sie eine Zukunft hat, denn es gibt – Gott sei Dank! – immer noch junge Menschen, die von Christus begeistert sind und denen man es ansieht, dass sie erlöst sind. Aus dieser persönlichen Erfahrung heraus möchte ich über die positiven Impulse sprechen, die der Kirche von den geistlichen Gemeinschaften gegeben werden.

Hoffnungsträger der Kirche

Zu Beginn vielleicht ein Zeugnis (denn um das Zeugnisgeben geht es ja heute Abend): Als ich Ministrant und Jugendlicher war (in den 80er Jahren), habe ich in meiner Heimatgemeinde in den selbstgestrickten Gottesdiensten und Jugendleiterunden meist mehr vom Menschen als von Gott gehört. Es ging damals vor allem darum, sich selbst und seine Probleme mit der Kirche zu thematisieren und den Menschen „so, wie er ist“ ins Spiel zu bringen. Das Geheimnis des Göttlichen ging bei all den Diskussionen um die Kirche und das letzte Papst-Papier verloren. In meiner ganzen Zeit als Ministrant habe ich keine einzige eucharistische Andacht erlebt, nie ein „Tantum ergo“ oder „Salve regina“ gesungen und auch nie vermittelt bekommen, dass der Glaube an Christus und das Leben in der Kirche nicht nur ein Problem ist, sondern auch eine tiefe innere Freude bereiten kann. Außerdem ging mir damals schon der ständige Nabelschaublick der Kirche in

Sonnenschein macht, sondern eine Überzeugung, dass aus dem Glauben heraus die Welt verändert werden kann. Gerade von der Gemeinschaft *San Egidio* sind Impulse für den Friedensprozess in vielen Gebieten der Erde (u.a. in Mocambique und Algerien) ausgegangen. Es wären aber auch andere Gemeinschaften zu nennen, die ihre Freude am Glauben nicht zum Selbstzweck werden ließen, sondern sie für die Kirche und die Menschen in ihr (und außerhalb von ihr!) nutzbar machten. Man denke nur an die ökumenischen Bemühungen der *Fokolar-Bewegung*. Diese Verbindung von Freude am Glauben und Einsatz für bestimmte Menschen oder Ziele (z.B. „Alle sollen eins sein!“) ist für mich ein erstes Kennzeichen einer echten geistlichen Gemeinschaft, die sie zu einem Hoffnungsträger für die Kirche macht. Das Charisma, das hinter jeder geistlichen Gemeinschaft steht, ist v.a. für *andere* gegeben, nicht für mich selbst (oder die Gemeinschaft). Das Neue und Mutmachende, das die geistlichen Gemeinschaften ausmacht, ist, dass sie das soziale und kirchliche Engagement, das es auch in unserer Kirche in Deutschland immer gab und das auch heute nicht verloren gegangen

ist, mit der Freude am Glauben verbunden haben. Man merkt bei ihnen etwas von den „Früchten des Geistes“, von denen Paulus im Galater-Brief (5, 22) spricht: „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung.“

Ein zweiter wichtiger Impuls, den die neuen Gemeinschaften uns heute geben können, hängt ebenfalls mit Rom zusammen. Es ist der Blick für das Weltkirchlich-Katholische. Sie weiten den Horizont von der Ortskirche auf die große Gemeinschaft der „Una Sancta“. Das heißt nicht, dass man nicht auch die Bedürfnisse der Ortskirche berücksichtigen (und akzeptieren) muss, sondern dass man sich von anderen Ländern bei seiner Suche nach einer neuen Spiritualität durchaus mal auf die Sprünge helfen lassen kann. Gerade in Italien und Frankreich sind viele Bewegungen aufgebrochen, von denen wir hier in Deutschland noch viel zu wenig wissen. Auch bei uns im Seminar in Fulda spüren wir diesen notwendigen Hauch von Weltkirche, da wir neben den deutschen Studenten auch Studierende aus Mazedonien, Rumänien, Nigeria, Kamerun und der Republik Kongo

haben. Sie beleben die Kirche in Deutschland. Die Zeit ist wohl endgültig vorbei, dass wir meinen, wir könnten andere Völker missionieren, vielmehr ist es heute umgekehrt, dass wir (zumindest was die Freude am Glauben betrifft) von den jungen Kirchen der Dritten Welt missioniert werden müssen. Die neuen Gemeinschaften sind hier allerdings ein spezifisch europäischer Aufbruch, der Beitrag, den Europa der Weltkirche geben kann.

Als dritter, wohl wichtigster Impuls ist das Stichwort „Neuevangelisierung“ zu nennen. Dieses Wort hat sich Papst Johannes Paul II. schon 1979 auf die Fahnen geschrieben, als er in *Nova Huta*, einem Industrieviertel von Krakau, zum ersten Mal von einer „neuen Evangelisierung“ sprach.¹ Die Arbeiter hatten inmitten einer atheistischen Modellstadt zunächst ein Kreuz und dann eine Kirche errichtet. Rückblickend schreibt der Papst dazu: „Vom Kreuz in Nova Huta nahm die Neuevangelisierung ihren Anfang: die Evangelisierung des zweiten Millenniums ... Die Evangelisierung des neuen Jahrtausends muss sich auf das II. Vatikanische Konzil beziehen. Sie muss



ein gemeinsames Werk von Bischöfen und Priestern, von Ordensleuten und Laien sein, ein Werk der Eltern und der Jugend.“

Viele neue geistliche Gemeinschaften haben sich daraufhin dieser Neuevangelisierung verpflichtet. Was bedeutet sie aber genau? Zum einen eine Neuausrichtung am Evangelium, an den Worten der Hl. Schrift. In der Jugendarbeit und der Verkündigung muss sie ganz bewusst in den Mittelpunkt gerückt werden (was auch eine ökumenische Dimension besitzt). Es kommt darauf an, sich wieder mit dem Wesentlichen unseres Glaubens zu befassen, und vielleicht können die älteren Katholiken, die ihren Glauben v.a. aus dem Katechismus lernten, hier auch neue Impulse von den geistlichen Gemeinschaften bekommen. Noch wichtiger ist aber die persönliche Neuausrichtung auf Christus. Papst Johannes Paul sieht hierin einen tragenden Teil der qualitativen Erneuerung der Kirche, wenn er schreibt: „Obwohl es immer noch zu wenig Priester und Berufungen gibt, erwachen und wachsen Bewegungen mit religiösem Charakter. Sie entstehen auf einer etwas anderen Grundlage als die früheren katholischen Verbände, die eher sozialen Charakter hatten und ... die Umwandlung der Gesellschaft und die Wiederherstellung der sozialen Gerechtigkeit anstreben. ... Die neuen Bewegungen hingegen sind eher auf die Erneuerung der Person ausgerichtet ... Das traditionelle quantitative Modell verwandelt sich in ein neues, eher qualitatives Modell. Sie setzen oft genug in diesem Sinne fort, was in der Vergangenheit hauptsächlich von den Ordensgemeinschaften beabsichtigt wurde.“²

So stehen die neuen geistlichen Gemeinschaften für eine neue, intensive Form der Nachfolge Christi in unserer Zeit. Dies zeigt sich z.B. in der Wertschätzung der eucharistischen Anbetung, die in vielen von ihnen einen wichtigen Bestandteil der Spiritualität ausmacht. Sie holen ihre Kraft aus der Begegnung mit dem lebendigen Christus. Auch die Beichte spielt eine große Rolle. Wo sieht man heute noch, dass Tausende von Jugendlichen Schlange

stehen, um zu beichten oder sich mit einem Priester zu besprechen, wie man es auf dem Weltjugendtag in Rom auf dem Gelände des *Circo massimo* und in vielen Kirchen der Stadt sah? Es ist die Sehnsucht nach der Begegnung mit Christus, wie der Papst damals ausdrücklich feststellte, als er die Jugendlichen auf dem Petersplatz fragte, wen zu suchen sie gekommen seien. Eben nicht *ihn*, sondern *Christus*!

Neuevangelisation als Suche nach Christus hat auch eine Bedeutung für den interreligiösen Dialog. Denn in der Pluralisierung der Kulturen und Religionen, bei der zumindest die großen Weltreligionen als prinzipiell gleichwertig angesehen werden, ist es für die Christen überlebenswichtig, dass sie Farbe bekennen und Zeugnis davon geben, dass „uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben ist, durch den wir gerettet werden sollen“ als Christus (vgl. Apg 4, 12), dass er „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist (Joh 14, 6), und in ihm nicht nur ein Teil der großen Gottheit, sondern die *Fülle* Gottes offenbart ist (vgl. Kol 1, 19). Die neuen geistlichen Gemeinschaften zeigen nicht nur in ihren Lobpreisliedern und Gebeten, dass sie Mut zu diesem Bekenntnis haben. Vielmehr ist ihre Spiritualität ganz allgemein von der „notwendenden Christozentrik“ geprägt, wie *P. J. Cordes* betont, der sich ausführlich mit den neuen geistlichen Gemeinschaften beschäftigt hat: „Die Erneuerungsgruppen geben *von Christus her* ihre Antwort auf die aktuelle Tradierungskrise und den allseits beklagten institutionellen Leerlauf. Der Glaube erkennt sie als Antwort des Geistes Gottes auf die Herausforderung, die die Gegenwart der Kirche und dem Evangelium stellt. Wenn es ihnen gelingt, Christus als den Erlöser zu vermitteln, sind sie ein vorrangiges, hochwertiges ‚Zeichen der Zeit‘.“³

Geistliche Gemeinschaften als Feld der Unterscheidung der Geister.

Wenn ich nun im zweiten Teil noch einige Punkte anspreche, die etwas kritischer sind, möchte ich damit keine Kritik im landläufigen Sinn üben⁴, sondern im ursprünglichen Sinn des Wortes „Krisis“ (= Un-

terscheidung) auf die Unterscheidung der Geister aufmerksam machen. Bei allen positiven Impulsen, welche die neuen Gemeinschaften der Kirche geben, ist nämlich auch auf einige Kriterien hinzuweisen, die immer im Auge behalten werden müssen.

Das erste ist das *christologische* Kriterium. Es ist im NT in dem Satz grundgelegt: „Jeder Geist, der bekennt, Jesus Christus sei im Fleisch gekommen, ist aus Gott. Und jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott“ (1 Joh 4, 2f). Nun ist – wie gerade erwähnt – das Problem der neuen geistlichen Gemeinschaften sicher nicht, dass sie sich nicht zu Christus bekennen würden. Wohl aber ist bei einigen Gemeinschaften bisweilen zu fragen, ob eine charismatische Gründerpersönlichkeit oder ein Heiliger nicht so in den Mittelpunkt der Gemeinschaft gerückt wird, dass das neutestamentliche Zeugnis von Jesus, dem Christus dabei an Bedeutung zu verlieren droht. Ja, selbst Maria ist noch einmal auf Christus hin zu übersteigen – ohne die Bedeutung der Gottesmutter für die Erneuerungsbeziehung in der Kirche deswegen schmälern zu wollen –, denn sie soll uns ja zu *Ihm* hinführen und nicht zu sich selbst. Man muss sich deshalb – mit *Johannes vom Kreuz* und *Meister Eckhart* – immer wieder fragen (und das ist im tiefsten ein spirituelle Frage): Suche ich wirklich Christus, *Ihn* selbst, oder irgend etwas *durch* ihn, und sei es ein gutes Gefühl oder die angesprochene „Freude am Glauben“?

Ein zweites Kriterium, das nicht aus dem Blick verloren werden darf, ist die *Kirchlichkeit im umfassenden Sinn*. Auch hier wurde schon erwähnt, dass sich die Gemeinschaften grundsätzlich gut in die Weltkirche integrieren und dadurch der Ortskirche den Horizont erweitern können. Es ist aber auch umgekehrt zu fragen: Ist die Bereitschaft da, sich in die Gemeinden vor Ort zu integrieren, den Kontakt zu suchen, und in grundsätzlichen Auseinandersetzungen dem Ortsbischof denselben Gehorsam zu leisten wie dem Papst? Für *Ignatius von Antiochien* begegnet uns im Bischof Christus selbst. Manchmal hat man den Ein-

druck, dass sich einige Gemeinschaften am Ortsbischof vorbei allein auf den Papst berufen wollen, und das kann auf Dauer nicht gut gehen. Ich denke, es ist immer eine gute Balance notwendig. Vom Bischof her muss die Bereitschaft da sein, das Charisma der jeweiligen geistlichen Gemeinschaft zu achten und – wo es tatsächlich verantwortbar erscheint – zu fördern. Das bedeutet auch, ihnen gewisse Freiheiten im Bistum zu lassen, die mit eben diesem Charisma zusammenhängen. Umgekehrt müssen die geistlichen Gemeinschaften aber auch lernen, ihr Charisma in die Kirche so einzubringen, dass es die Gemeinden wirklich aufbaut. So sieht es auch Paulus im 1. Korintherbrief (1 Kor 14, 26), wo er sich über die Charismen in der Kirche und die rechte Einheit und Ordnung im Gottesdienst Gedanken macht: „Was also soll geschehen, Brüder? Wenn ihr zusammenkommt, trägt jeder etwas bei: einer einen Psalm, ein anderer eine Lehre, der dritte eine Offenbarung; einer redet in Zungen, und ein anderer deutet es. Alles geschehe so, dass es aufbaut.“ So sollen auch die neuen geistlichen Gemeinschaften ihr Charisma einbringen, aber so, dass es die Gemeinde, die Ortskirche und die Weltkirche aufbaut.

Ein letztes Kriterium der Unterscheidung der Geister im Hinblick auf die geistlichen Gemeinschaften möchte ich das *biblisch-offenbarungstheologische* Kriterium nennen. Auch hier scheint zunächst ein Widerspruch zum eben Gesagten vorzuliegen, insofern ja gerade die Neuevangelisierung, also Neuorientierung am Evangelium, ein spezifisches Proprium der Gemeinschaften ausmacht. Das ist auch richtig. Allerdings bedeutet dies auch – und das wird nicht immer überall gesehen –, dass mit der Botschaft von Kreuz und Auferstehung Jesu die Offenbarung an ein Ende gekommen ist, d.h. uns wird kein anderes Wort mehr gegeben als Jesus Christus, wie es im II. Vatikanum (DV 4) ausdrücklich heißt: „Es ist keine neue Offenbarung mehr zu erwarten vor der Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus in Herrlichkeit“. Schon *Johannes vom Kreuz* hatte deshalb in seiner „Weihnachtsansprache Gottes an die Menschen“ (*H.U.v.*

Balthasar) im „Aufstieg zum Berge Karmel“ gemahnt: „Wenn ich dir doch schon alles in meinem Wort, das mein Sohn ist, gesagt habe und kein anderes mehr habe, was könnte ich dir dann jetzt noch antworten oder offenbaren, was mehr wäre als dieses? Richte deine Augen allein auf ihn, denn in ihm habe ich dir alles gesagt und geoffenbart, und du wirst in ihm noch viel mehr finden, als du erbittest und ersehnt. Du bittest nämlich um innere Ansprachen

Die Kirche, der wir angehören, ist keine Versammlung von Schwächlingen, sondern von Tapferen. Keine schlafende oder sanft dahinschlummernde Kirche, sondern eine, die wachsam und kämpferisch dem Weg ihres Gründers Jesus Christus folgt.

Vorbilder – Menschen, von denen wir lernen können, Albino Luciani, der spätere Papst Johannes Paul I.

und Offenbarungen über Teilbereiche, doch wenn du deine Augen auf ihn richtest, wirst du es im Ganzen finden, denn er ist meine ganze Rede und Antwort, er ist meine ganze Vision und Offenbarung. Das habe ich euch schon gesagt, geantwortet, kundgetan und geoffenbart, als ich ihn euch zum Bruder, zum Gefährten und Lehrmeister, als Lösegeld und Lohn gab“ (ABK II, 22, 5).

Vor diesem Hintergrund sind nun die Privatoffenbarungen zu beurteilen, die es in einigen geistlichen Gemeinschaften ja gibt (und auf die manche ihr Selbstverständnis sehr stark aufbauen), seien es bestimmte Botschaften (Auditionen), Visionen oder Heilungen. Ich möchte nicht behaupten, dass es das alles nicht geben kann, denn grundsätzlich wirkt der Geist Gottes in unserer Kirche ja weiter, d.h. es ist möglich (und notwendig), dass wir immer tiefer in das Geheimnis Christi eindringen, und da können uns tatsächlich Geheimnisse des Glaubens geoffenbart werden, die uns bisher *so* nicht bewusst waren (z.B. die Rolle Marias für die Heilsgeschichte). Doch über eines müs-

sen wir uns im klaren sein: Alle privaten oder gemeinschaftlichen Offenbarungen müssen sich an Jesus Christus messen lassen und sind von ihrer Bedeutung her gegenüber der Offenbarung Christi in der Hl. Schrift *sekundäre Begleiterscheinungen* unseres Glaubens. So hat auch der Papst bei der Würdigung der Carismatische Erneuerung im März des Jahres 2002 darauf aufmerksam gemacht, dass bei den geistlichen Gemeinschaften ein gewisses Risiko der „übertriebenen Suche nach dem Außerordentlichen“ und einem intimistischen Rückzug bestehe, welcher dem apostolischen Einsatz aus dem Weg geht.⁵ Noch einmal: Das sagt nichts über die Möglichkeit von Privatoffenbarungen oder ihre Wahrfähigkeit aus, wohl aber über ihren Stellenwert. Alle Christen – gleich welcher Couleur – haben nur Christus zu verkündigen, „und zwar als den Gekreuzigten“ (1 Kor 2, 2).

Die drei genannten Kriterien der Unterscheidung der Geister sollen, wie gesagt, in erster Linie zum Aufbau (und nicht zur Anzweiflung) der geistlichen Gemeinschaften dienen. Insgesamt sind sie für mich wirkliche Hoffnungsträger der Kirche, und ich freue mich, dass durch sie ein neuer Aufschwung des Geistes in die Kirche gekommen ist. Aber gerade jungen Pflanzen kann und darf man auch mal in Liebe etwas sagen. So habe ich meine Hinweise verstanden, und ich hoffe, dass jetzt beim Podiumsgespräch echte Zeugen der verschiedenen geistlichen Gemeinschaften zu Wort kommen, denn sie können viel besser als ich ausdrücken, was eigentlich den neuen „Geist“ in der Kirche ausmacht. □

¹ Vgl. zum Folgenden P. J. Cordes, *Nicht immer das alte Lied. Neue Glaubensanstöße der Kirche*, Paderborn 1999, 206-209.

² Zitiert bei Cordes, aaO., 204f.

³ Cordes, 190. Hervorhebung CR.

⁴ Wie z.B. H. Heinz, der die Papsttreue vieler geistlicher Bewegungen als Negativkriterium heranzieht. Vgl. H. Heinz, *Reflexion und Reform tun not. Was die kirchlichen Bewegungen in Deutschland bewegen*, in: *HerKorr* 12 (1999) 626-631 (hier 631).

⁵ Zitiert in DT vom 19.03.2002.

Pajazzo saß auf der Bank und wartete. Es war ein bißchen kalt hier im Vorzelt. Drinnen, in der Manege war es wohliger warm und die Leute klatschten und redeten und stopften ihre Popcorn in sich hinein. Pajazzo sah sie vor seinem geistigen Auge und er suchte Angelica. Sie hatte ihm gesagt, dass sie käme, um ihn zu sehen, wie er auf dem Seil tanzt und die Leute zum Lachen bringt. Sie wollte ihn sehen. Na ja, er war einer der Stars des kleinen Zirkus. Sie hatten nämlich keine Löwen mehr, nur noch einen Tiger, ein Lama und einen Bären, eine Ziege, Pferde und ein paar Affen. Und ihn, Pajazzo mit der großen Seilnummer. Vor einem Jahr hatte er sie richtig kennengelernt, als sie im selben Dorf waren, damals noch mit den Löwen. Sie sah aus wie ihr Name, engelgleich. Schon oft hatten sie in diesem Dorf Halt gemacht, die Leute mochten den Zirkus und gaben den Tieren zu essen. Er hatte sie auch immer bemerkt, aber da war sie eigentlich wie ein Kind, ein junges Mädchen. Jetzt war sie eine Dame. Pajazzo hatte sich schon vor einem Jahr so sehr in sie verliebt, dass selbst die Haare seiner Perücke rot wurden, wenn er sie ansah, wenigstens kam ihm das so vor. Und dann, wie sie schaute, wie tief ihr Blick in sein Inneres drang, ihr befreiendes Lachen, ihr langes, windverspieltes Haar, das flimmernde Licht, das sie umgab, wenn sie mit ihm redete – sie war eine Fee.

Und jetzt war sie da. Sie hatte es ihm jedenfalls versprochen. Immer wollte sie künftig da sein, wo er, Pajazzo, seine Späße trieb. Überall, auf der ganzen Welt wollte sie bei ihm sein. Das hatte sie ihm geschrieben, denn während des Jahres hatten sie sich nicht so häufig sehen können. Sie hatte ja ihren Job und er den Zirkus. Aber jetzt würde sie kommen, alles aufgeben und ihn immer begleiten. Sie würde seine Perücke zurechtrücken vor dem Auftritt, würde ihn schminken, würde seine Pappnase aufsetzen, ihn drehen und wenden und die Fusel von der Karo-Jacke wegbürsten, ihm die Handschuhe mit den Löchern an den Fingerkuppen reichen und jede Bewegung wäre wie ein zärtliches Du, eine Liebkosung von Clownfrau zu Clownmann, sie wären ein perfektes Clownpaar.

Pajazzo hat eine Freundin

Purzelbäume über Liebe, Freundschaft, Wahrheit und Konventionen

Eine Kurzgeschichte von Jürgen Liminski

An der Musik in der Manege erkannte Pajazzo, dass die Trapezkünstler noch etwa fünf Minuten hatten. Dann war er dran. Dann würde er in die Arena stolpern und zuerst auf die Kinder in den ersten Reihen zuwackeln mit seinen überdimensionalen Schuhen und dabei würde er ihr zublinzeln, denn sie saß auch in der ersten Reihe, dort hatte er ihr einen Platz reserviert. „Für meine Freundin“, hatte er Georg an der Kasse gesagt. „Is klar“, hatte der gebrummt ohne von seinem Gameboy aufzublicken. Erst beim dritten Mal machte er sich eine Notiz, und da wusste Pajazzo, dass dieser Platz nur noch von seiner Angelica besetzt würde. Aber was, wenn der Platz leer wäre? Wenn seine Freundin nicht gekommen wäre? Vielleicht waren ihr Zweifel gekommen, ob das Clownleben auch für sie das Richtige wäre? Es ist ja nicht so einfach, die Frau eines Clowns zu sein. Vielleicht hatte sie ganz andere Vorstellungen vom Leben, wollte keine Clownkarriere machen, vielleicht wollte sie, dass er Zirkusdirektor würde und sie sollte an der Kasse sitzen. Sie hatte es in ihrem letzten Brief bedauert, dass der Zirkus die Löwen verkauft hatte. Das hatte ihn ein wenig gewundert und verstanden hatte er auch nicht, warum sie plötzlich so viel von ihrer kranken Mutter schrieb und von ihrem Job und so wenig von ihm. „Nimm dich

nicht so wichtig,“ hatte er sich selbst gesagt, schließlich hatte sie ihm ihre Liebe beteuert. Er konnte ja auch nicht verlangen, dass sie ihm hörig sei, dass sie ihr ganzes Leben auf ihn abstimme. Oder doch?

Pajazzo hörte den Trommelwirbel nebenan, aber irgendwie kam es ihm vor wie ein pochendes Geräusch in der Ferne. Gleich hängen sie in der Luft, sagte er selbstverloren zu sich und wusste nicht, ob er die Freunde am Trapez oder sich selbst meinte. Merkwürdig, er hatte ihr doch alles gegeben, was er hatte und noch mehr versprochen. Und sie eigentlich



auch. Und jetzt dieser plötzliche Zweifel. Nein. Sie waren sich einig, dass Freundschaft eine Sache des Herzens und Denkens ist, nicht der materiellen Umstände. Das macht sie beständig. Man geht gemeinsam einen Weg. Über so viele Stationen auf diesem Weg hatten sie nächtelang gesprochen und geschrieben, um ihr Denken aufeinander abzustimmen. Sie hatte, für ihn etwas unverständlich, insistiert, dass sie auch kirchlich heiraten sollten. Nun, warum nicht. Es war ihm eigentlich egal. Aber für einen Moment hatte er sich gefragt: Was bin ich ihr wirklich wert, wie groß ist ihre Liebe, wenn sie auf so eine Feier so viel wert legt? Das gehöre dazu, meinte sie, und für eine Freundschaft nur zu zweit sei sie nicht die Richtige, Liebe dürfe sich nicht in einem Menschen allein erschöpfen. Pajazzo hatte damals gekontert: Niemand hat eine größere Liebe, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde. Das hat ihm seine Mutter einmal gesagt, als er sich mit seinem Jugendfreund Dirk zerstritten hatte. Mutter kam immer mit so großen Worten, so dass einem nichts mehr einfiel. Es ging ja nur um einen relativ harmlosen Streit in der Schule. Aber das Wort blieb irgendwie hängen. Und als Angelica die Sache mit der Messe und der Freundschaft und der großen Liebe brachte, da fiel es ihm wieder ein. Sie hatte dann nichts mehr zu erwidern gewusst, so wie er damals bei seiner Mutter. In der Liebe war er unschlagbar. Er würde sein Leben für sie geben, hatte er, diesen Moment des Triumphes auskostend, noch hinzugefügt. Das würde er heute nicht mehr sagen. Denn kurz danach war er, vor einer Vorstellung auch auf dieser Bank wieder ins Sinn-Suchen gekommen und hatte sich gefragt: Nun, das Leben hingeben aus Liebe ist eine prima Sache. Aber was, wenn sie nicht die Richtige wäre? Das wäre wie ein Sturz vom Seil, völlig unnötig. Nein, man schmeißt sein Leben nicht einfach so weg. Auch ein Clown darf das nicht. Im nächsten Brief schrieb sie ihm dann: „Liebster Pajazzo, ich liebe Dich, auch wenn Du Dein Leben nicht für mich hingibst.“ Sie hatte einen feinen Sinn für Humor.

Der Trommelwirbel war zuende. Jetzt schweben sie, in der Leichtig-

keit ihrer Kunst, dachte Pajazzo. Früher hatte er immer noch durch einen Spalt im Vorhang in die Arena geglückt. Aber heute wollte er ganz im Hintergrund bleiben, er wusste ja auch alles. Und die Frage mit der Liebe und dem Leben ging ihm nach. Auch Liebe muss einen Sinn haben. Sonst ist es nur Gefühlsmanagement. Aber welche Liebe, welche Freundschaft hat einen Sinn und welche keinen? Schwierige Frage, konstatierte Pajazzo. Seine Gefühle für Angelica waren echt. Gut. Das war doch schon mal was. Meine Freundin ist sie auch, denn wir wollen gemeinsam unsere Zukunft gestalten. O.K. Das Ganze ergibt Sinn. Dennoch fehlte ihm etwas. Die Zukunft, ja welche Zukunft? War es wirklich unsere Zukunft oder nur ihre? Er war kompromissbereit in der Frage der Hochzeit, sie nicht. Er war bereit sein Leben zu geben, aber war er auch bereit, seinen Job, das Erlebnis in der Arena aufzugeben, den Geruch im Zirkuszelt, der so oft so anheimelnd bis in seinen Garderobenwagen zog? Die großen Entscheidungen sind wohl einfacher als die kleinen alltäglichen. Man muss sie nur höchst selten unter Beweis stellen, die kleinen dagegen immer. Und der Kompromiss? Ist er immer das Richtige, das Wahre? Liegt der Sinn nicht darin, das Richtige, das Wahre zu suchen und zu tun? „Mein Leben kann ich hingeben“, flüsterte Pajazzo, „aber die Wahrheit nicht. Und wenn ich die Wahrheit habe und weggebe, dann vergeude ich auch das Leben. Und verliere das Glück“.

Pajazzo erschrak vor sich selbst. Diese Erkenntnisse, herausgekramt aus der Seelenkiste seiner Jugend, trafen ihn wie Peitschenhiebe. Zuerst die Wahrheit, dann die Liebe. Und was ist die Wahrheit? Wie soll ein Clown wissen, was die Wahrheit ist? Die Wahrheit wird euch frei machen, hatte seine Mutter auch manchmal gesagt. Das war wieder so ein Wort aus der Bibel. Frei sein, das wollen alle. Aber Pajazzo hat noch keinen getroffen, der sagte: Das Frei-Sein

wird euch wahr machen. Schon wieder: Wahrheit zuerst. Und das wusste er jetzt auch: Ein Gefühl kann die Wahrheit nicht sein. Er wusste außerdem, dass er in die Manege musste, auch wenn er keine Lust dazu hatte. Er wusste, dass die Kinder auf ihn warteten, dass er Teil des Programms war, mit und ohne Gefühl. Er wusste, dass er hart arbeiten musste, um ein guter Clown zu sein. Er wusste auch, dass seine Freunde im Zirkus das von ihm erwarteten und dass viele von ihnen selber hart arbeiteten. Alles das war wahr, weil es die Wirklichkeit war, ob er wollte oder nicht. Ich will frei sein, sagte Pajazzo und erschrak wieder. Vielleicht war es auch der donnernde Applaus in der Manege, der ihn aufschreckte.

Gleich war er an der Reihe. Der Direktor würde die Trapezfreunde noch verabschieden und dann ihn ankündigen. Mechanisch stand er auf und ging zum Vorhang. Sie saß irgendwo dahinter, in der ersten Reihe. Angelica und ihre Karriere, Angelica und ihre Mutter, Angelica und ihre Zukunft, Angelica und ihre Grundsätze, ihre Konvention. Alles das saß auf einmal in der ersten Reihe. Und Pajazzo? Was sind meine Grundsätze, fragte er sich. Wer sind meine Freunde, was ist mit meiner Familie, meiner Clownkarriere? Während Pajazzo wieder in sich kramte, kündigte der Direktor ihn an, ein Tusch und der Vorhang hob sich. Er stand in der Manege, mitten in seinem Leben und wackelte auf die erste Reihe zu. Da waren viele Kinder, Angelica war nicht da. Sie war nicht gekommen und Pajazzo fühlte sich merkwürdig erleichtert, trotz der Enttäuschung. Morgen würde er sie anrufen und ihr für die Briefe danken. Es war ihm jetzt klar: Angelica hatte gemeinsame Interessen mit ihm, für ein gemeinsames Leben reichte es nicht. Ihre Erkenntnis der Wahrheit war nur konventionell, es waren allgemeine Übereinkünfte. Er aber suchte die Wahrheit. Und schon diese Erkenntnis machte ihn frei. „Pajazzo, he!“ rief ein Kind in der ersten Reihe und entgeistert schaute er es an. „Ja, hier bin ich, ich bin da“ sagte er, lachte laut auf, und wackelte auf die Menschen zu. □

Das wußte er jetzt: ein Gefühl kann die Wahrheit nicht sein

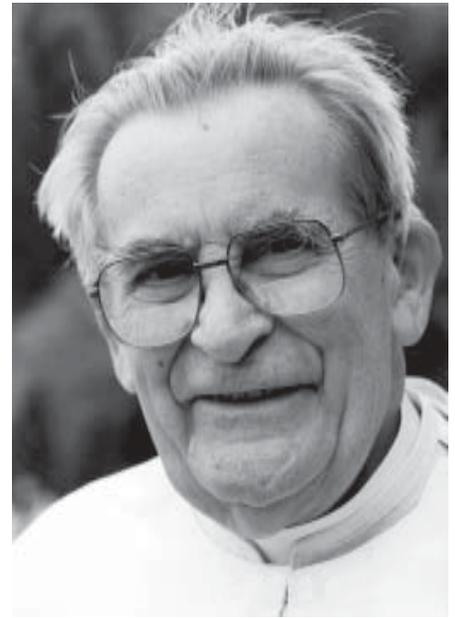
„Sein Maß war die Gnade Gottes“

Es war kurz vor Weihnachten. Wir sprachen über die Festtage und die darauffolgenden Feiern zu seinem 90. Geburtstag. Es würde doch recht anstrengend werden, sagte ich. Seine Antwort: „Wenn ich das nicht mehr aushalte, dann muss ich noch länger auf den Himmel warten. Denn dort wird nur gefeiert.“ Kurz nach den Feiern und kurz vor seinem Tod, den zu diesem Zeitpunkt niemand ahnte, sagte er mit dankbarem Rückblick auf das Fest: „Ich weiß nicht, ob unser Herr mich im Himmel annehmen wird, aber hier habe ich die Feiern gut überstanden.“ Seiner Gemeinde – er nannte sie Wohltäter, die rund 700.000 Spender in aller Welt des Hilfswerks Kirche in Not – wollte er mit diesen Worten danken: „Die Feiern habe ich gut überstanden, dank Eurer großzügigen Gaben. Sie sind wie ein kleiner Aperitif auf die Begegnung mit Gott, Zeichen der Liebe, die uns im Himmel und auf Erden verbindet. Aber noch bin ich hier und mein Hunger nach Hilfe für die Kirche in Not ist groß. Deshalb verbinde ich meinen Dank an Euch alle mit der Bitte: Lasst noch mehr Brüder und Schwestern in unserer Kirche in Not an den Vorfreuden des Himmels, an Eurer Liebe teilhaben!“

Es kam nicht mehr dazu. Am 31. Januar starb Pater Werenfried van Straaten in Bad Soden, wo er wohnte, nahe der Zentrale des von ihm gegründeten Hilfswerks. Die Trauerfeier geriet zur Demonstration der *ecclesia militans*. Dutzende von Bischöfen und Würdenträgern feierten im Dom zu Limburg gemeinsam mit den Kardinälen Dario Castrillon Hoyos, Präfekt der Kleruskongregation, und Joachim Meisner, Erzbischof von Köln, das Requiem. Viele waren aus dem Osten gekommen, aus der Ukraine, wo die grie-

chisch-katholische Kirche auch dank dieses Paters die Schrecken und Verfolgungen durch die Kommunisten überlebte. Aus allen Erdteilen waren sie gekommen, um den zu Grabe zu tragen, der ihnen das Leben als Christen erleichterte und nicht selten ermöglichte. Pater Werenfried war zu ihnen gekommen, in alle Welt, er sah ihre Not und versprach Hilfe, auch wenn er noch nicht wusste wie. „Sein Maß war die allmächtige Gnade Gottes“, sagte Kardinal Castrillon in seiner Predigt, „sein Maß war das unbeschränkte Gottvertrauen, um dem Ziel von „Kirche in Not“ treu zu bleiben, überall da zu helfen, wo die Kirche verfolgt, bedroht, unterminiert oder zerstört wird, und sich daher in Not befindet.“ Gott habe uns in Pater Werenfried van Straaten eine Persönlichkeit geschenkt, die Kirche und Welt in unserer Zeit wie kaum ein anderer bereichert hat.

Castrillon drückte aus, was viele dachten: „Pater Werenfried war wie jeder gute Vater sehr wohl mit den Stärken und Schwächen der Menschen vertraut. Er wusste, dass Christus immer ein Zeichen des Widerspruchs bleiben wird. ... Es ist nicht möglich, sein Evangelium so zu verkünden, dass sich niemand darüber ärgert, es sei denn, dass bestimmte Wahrheiten verschwiegen werden. ... Deshalb schäme ich mich nicht, an dieser Stelle zu sagen: Für mich ist er ein heiliger Priester, denn wenn es ein Priester- und Ordensleben gab, das dem Willen Gottes entsprach, war es gewiss das seinige. In seiner Liebe zur Kirche und zum Papst hat er sich von niemandem übertreffen lassen. Er bleibt für uns Vorbild, Vater und Fürsprecher. Vor ihm beuge ich mich in Ehrfurcht. Für ihn erhebe ich im Namen derer, die jemals durch ihn und seine Werke



Hilfe, Unterstützung und Wohltaten empfangen haben, meine Stimme: zum Dank vor Gott, dem Geber aller guten Gaben; zum Dank gegenüber Pater Werenfried und seiner Treue; zum Dank gegenüber all jenen, die in seinem Sinne arbeiten und weiterarbeiten.“

Werenfrieds Haus ist gut bestellt. Die Führung – eine Troika aus dem Präsidenten Hans Peter Röthlin, der Generalsekretärin Antonia Willmens, Nichte und seit Jahrzehnten engste Mitarbeiterin Pater Werenfrieds, sowie Joaquin Alliende, ein Schönstatt-Priester und internationaler geistlicher Assistent des Hilfswerks – wird das Werk in Werenfrieds Geist fortführen, „mit schöpferischer Treue“, wie Pater Alliende im Dom sagte. Einer der Mitarbeiter drückte es während der heiligen Messe in der Kapelle der Zentrale Tage nach dem Tod bei den Fürbitten so aus: „Für Werenfrieds Werk, sein Werk, das jetzt unser Werk ist. Dass wir es in seinem Geist fortführen“. Man darf annehmen, dass Pater Werenfried darüber wacht. Denn, so sagt er auf einer der zahlreichen Memento-Karten: „Es gibt noch viel zu tun.“ Das Flair der Weltkirche mit bedingungsloser Treue zum Papst und eine gelassene Jetzt-erst-recht-Stimmung waren bei den Trauerfeiern und in den Tagen danach im Haus Werenfried von Königstein zu spüren. Genauso hatte Pater Werenfried sich seinen Übergang, seinen leiblichen Rückzug vom Schlachtfeld Erde vorgestellt.

Jürgen Liminski

Möglichst schnell zur Tagesordnung übergehen?

Am 5. Dezember 2002 veröffentlichte das Münchner Jugendforschungsinstitut „iconkids & youth“ das Ergebnis einer Umfrage, wonach 39 Prozent der 6-12 jährigen keine Ahnung hatten, warum Weihnachten eigentlich gefeiert wird. „In den neuen Bundesländern wussten sogar 54 Prozent, im Westen 36 Prozent nicht, was es mit Weihnachten auf sich hat“ (AZ, 6.12.02). Die Antworten waren teilweise geradezu abenteuerlich („da ist der Weihnachtsmann gestorben“, „weil Ferien sind und die Oma kommt“). Wahrscheinlich bekämen wir auf die Frage, was an Ostern geschehen ist, ähnliche Antworten; vielleicht die, da sei das Fest der Osterhasen. Weihnachten mit der Geburt Christi, dem Beginn unserer Erlösung, ist ein zentrales Ereignis nicht nur für Christen, sondern für die Menschheit. Wir stehen bei diesem Umfrageergebnis nicht nur vor blanker Unwissenheit, sondern vor einem Kulturbruch, der erschreckender ist, als wenn Schüler bei Umfragen Karl den Großen mit Napoleon verwechseln.

39 Prozent der Kinder im Alter von 6 – 12 Jahren haben keine religiöse Erziehung von den erstverantwortlichen Eltern erhalten. Auch Kindergärten und Religionsunterricht haben diesen Kindern eine Kernbotschaft der Christenheit nicht vermitteln können. Hier müssten die Alarmglocken bei katholischen Eltern, Familienverbänden, Religionslehrern, katechetischen Einrichtungen und Rätegremien läuten. Es gab aber keinen Aufschrei bei den Ebengenannten. Die hier Gemeinden schauen, so muss man den Eindruck haben, auf die andere Seite und setzen ihren Marsch fort. Die Verbände produzieren Papiere, die Rätegremien halten die Sitzungen der Selbstbeschäftigungskirche ab und verfassen Erklärungen, die niemand interessieren. Es zeigt sich wiederum, wie recht Kardinal Meisner mit seiner Predigt vor der deutschen Bischofskonferenz am 25. September 2002 hatte, als er darauf hinwies, dass die Weitergabe des Glaubens nicht mehr gewährleistet ist. *H.G.*

Auf dem Prüfstand

Was glaubt das „gläubige“ Volk?

Der Pfarrer von Hintereben, Diözese Passau, wurde vom zuständigen Bischof von seinem Amt entbunden, nachdem sich nicht mehr verheimlichen ließ, dass seine Freundin, eine Gymnasiallehrerin, im April ein Kind von ihm erwartet. In den Medien, z. B. in der Sendung „quer“ des dritten Programms des Bayerischen Rundfunks (16.01.03), nahm dieser Fall einen breiten Raum ein. Der Pfarrer und seine Freundin sind in diese Beziehung nicht hilflos hineingeschlittert. Das Passauer Bistumsblatt (Nr. 3/19.01.03) schreibt: „Es war von Anfang an ein Spiel mit dem Feuer. Das wusste der Pfarrer ... als er seine evangelische Freundin Birgit kennen lernte. Seit acht Jahren sind sie befreundet, seit einem Jahr wohnt er bei ihr.“

In der Pfarrei wusste man also über diese Beziehung recht gut bescheid. Im Beitrag des o. a. Passauer Bistumsblattes heißt es dennoch „...die Leute stehen hinter ihm. Zorn und Enttäuschung machen sich breit“ – über diese Amtsenthebung. Das wird auch in der Sendung „quer“ durch die interviewten Pfarrangehörigen, alles Männer und Frauen im gesetzteren Alter, unterstrichen oder durch die Ministrantenschar, die in der Kirche einen Protestbrief gegen den Bischof verlesen hat. Nach der Sendung „quer“ und nach den Medienberichten drängt sich der Eindruck auf, dass die Pfarrangehörigen geschlossen hinter ihrem ehemaligen Pfarrer stehen. Was heißt das aber?

Den Pfarrangehörigen ist der Wert der Ehelosigkeit, d. h. das Freisein für Gott und für die einem Pfarrer anvertrauten Menschen abhanden gekommen. Das Treueversprechen,

das der Pfarrer einmal bei seiner Priesterweihe in der Öffentlichkeit gegeben hat, gilt nicht mehr für ihn – und das wird akzeptiert. Die Frage ist, wie wirkt sich ein solcher Bruch auf andere Versprechen aus, z. B. auf jenes, das sich die Pfarrangehörigen bei der Eheschließung geben? Wenn Zusagen, die im Rahmen einer Sakramentenspendung gegeben werden, so geringwertig geworden sind, welchen Stellenwert hat dann das Wort Christi, das den Glauben der Kirche ausmacht, überhaupt noch? Es geht nicht darum, dass Gebote Gottes, auch wenn sie zum Schutz der Menschen gegeben sind, immer leicht zu erfüllen wären. Was in solchen Fällen, wie bei der Amtsenthebung in der Pfarrei Hintereben, drastisch vor Augen geführt wird, ist die Tatsache, dass wir einen Auswahlglauben auf breiter Front haben und alles entrüstet zurückgewiesen wird, was damit nicht vereinbar ist. Natürlich wollen die Leute von Hintereben einen Pfarrer haben, der mit ihnen „gut umgeht“, der am Sonntag über das Evangelium predigt. Nur, es darf nicht zu „hautnah“ werden. Sie wollen einen Pfarrer, der Beerdigungen hält und Kinder tauft. Schließlich sollen wichtige Lebensstationen eine ansprechende Form haben. Was viele wollen, wäre ein Sozialarbeiter, gelegentlich mit Stola, der für jeden und für alles Verständnis hat. Die Frage ist, reicht das für einen Priester? *H.G.*

Keine Veranlassung die Haltung zu ändern

Das Schreiben von Joseph Kardinal Ratzinger mit dem Titel „Lehrmäßige Note zu einigen Fragen über den Einsatz und das Verhalten der Katholiken im politischen Leben“ richtet sich vor allem an die im politisch-gesellschaftlichen Bereich Tätigen. Bedenkt man, dass heute Parlamente Entscheidungen treffen über Abtreibung, Euthanasie, Präimplantationsdiagnose, Forschung mit Organen, die durch Abtreibung gewonnen werden, Klonen, also über Eingriffe, die mit Leben und Tod und menschlicher Würde zu tun haben, so müssen nicht nur Katholiken dankbar sein, dass dieses römische Schreiben die ethischen Grenzen

solcher Entscheidungen wieder bewusst macht.

„Rom erteilt dem moralischen Relativismus eine Absage“ heißt es dazu in einem Artikel der Tagespost (18.01.03). Dieses Schreiben aus Rom weist aber nicht bloß in die Zukunft, es spricht bisherige Fehlentwicklungen auch in Deutschland an. Manfred Spieker, Prof. für Christliche Sozialwissenschaften an der Universität Osnabrück schreibt (Tagespost 18.01.03):

„Die Glaubenskongregation spricht zwar nur sehr allgemein von ‚zweideutigen Auffassungen und bedenklichen Positionen‘, die sie zu diesem Papier veranlasst hätten. Es ist aber kein Geheimnis, dass die Adressaten dieser Ermahnungen vor allem die Pro-Choice-Katholiken in Amerika und die Befürworter einer Legalisierung von Abtreibung und Euthanasie in den christdemokratischen Parteien Europas sind. Auch die Donum-vitae-Gründer innerhalb des Zentralkomitees der

deutschen Katholiken sind angesprochen, wenn das Papier beklagt, dass in jüngerer Zeit auch innerhalb einiger Organisationen katholischer Prägung Positionen vertreten wurden, ‚die in grundlegenden ethischen Fragen von der Moral- und Soziallehre der Kirche abweichen‘“.

Anlass zur Kurskorrektur für das ZdK? Mitnichten! ZdK-Präsident Hans Joachim Meyer äußerte sich in einem Interview über das Römische Schreiben mit dem Rheinischen Merkur (Nr. 4/2003, S. 3) auf die Frage: „Sind künftig Positionen wie die des ZdK im Blick auf die Unterstützung von »Donum Vitae« noch möglich?“ wie folgt:

„Ich sehe aufgrund der Note keinerlei Veranlassung, unsere Haltung zu ändern. Es ist niemals strittig gewesen, dass wir für den unbedingten Schutz des Lebens eintreten. Hier gibt es überhaupt keinen ethischen Dissens. Wohl gibt es Auffassungsunterschiede darüber, wie der ethische Grundsatz in unserer Gesell-

schaft erreicht und durchgesetzt werden kann. Es besteht für das ZdK keine Veranlassung, von unseren Argumenten abzuweichen.“

Im gleichen Interview meinte der ZdK-Präsident in seiner bekannten überheblichen und belehrenden Art: „Es wäre allerdings der Rolle der Laien angemessener gewesen, Joseph Kardinal Ratzinger hätte eine andere Form der Kommunikation gewählt. Von einem Kongress, auf dem Vertreter des Lehramtes und durch ihr politisches Amt ausgewiesene Laien einen Dialog geführt hätten, hätte ich mir größere Wirkung versprochen.“

Der ZdK-Präsident bleibt seiner Linie treu. Er zeigt sich in diesem Interview wieder einmal lern- und korrekturunfähig. Er sollte deshalb abtreten. Die deutschen Katholiken kann er ohnehin nicht repräsentieren. Ein Gremium wie das ZdK hat den Vorsitzenden, den es verdient und will. Was haben wir deutschen Katholiken damit zu tun? Nichts!

Festtagsikone Bild Nr. 3: Verkündigung an die heilige Gottesgebälerin und immerwährende Jungfrau Maria

Der Raum, die Farben und die Haltung der dargestellten Gestalten strahlen Festlichkeit und gespannte Erwartung aus. Der Erzengel Gabriel schwebt hoheitsvoll in das Haus Mariens.

Sein Gesichtsausdruck zeigt Maria, dass er als Abgesandter Gottes einen hohen Auftrag auszuführen hat. In der einen Hand trägt er eine Lilie; sie ist das Symbol für die Makellosigkeit Mariens von Anfang an. Die andere Hand erhebt der Engel zum Gruß. Maria, die mit Gebet und Schriftlesung beschäftigt war, vernimmt den Ratschluss Gottes: „Du wirst ein Kind empfangen, einen Sohn wirst Du gebären: dem sollst Du den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden.“ Der souveräne Gesichtsausdruck Mariens und ihre Körperhaltung verraten weder Erschrecken noch zögerliche Bedenken. Vielmehr spre-

chen entschlossene Einwilligung aus ihrem Gesicht und aus den einladenden Händen.

Der westliche Betrachter ist bei Verkündigungsdarstellungen eher an eine scheue, zarte und unsichere Reaktion gewöhnt.

Vom oberen Bildrand her treffen goldene Strahlen auf einen Bogen, der zwischen dem Engel und Maria gespannt ist. Das bringt göttliches Wohlgefallen über das Ja Mariens zum Ausdruck. Die Festtagsikone lädt dazu ein, das Geheimnis der inneren Vorbereitung der Jungfrau Maria auf ihre Berufung als Gottesmutter zu betrachten. Diese Vorbereitung ist ein völliges Zurückstellen des eigenen „Ich“, um als „makelloses Opfer“, ein heiliges Gefäß zu sein, das den Leib des von Ewigkeit her schon existierenden Logos aufnehmen soll. Die Jungfrau Maria wird ein „lebendiger Tempel und Thron des Königs“. Dieses ganz

freiwillige und selbstlose Dienen ist möglich durch das Freisein von der Erbsünde. Auf anderen Ikonen, auf denen die Mutter Gottes mit dem Kind dargestellt ist, deuten jeweils drei Sterne die Jungfräulichkeit der Gottesmutter an: Ein Stern steht für Jungfräulichkeit vor der Geburt, ein Stern für Jungfräulichkeit bei der Geburt und der dritte Stern – oft versinnbildlicht durch das göttliche Kind – steht für die Jungfräulichkeit nach der Geburt. „Heiliger Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“ (Lk 1,35) In der Theologie, in der Kunst und in der Frömmigkeit der Orthodoxie gibt es – und das ist heute für die Ökumene von Bedeutung – keinen Zweifel an der Jungfräulichkeit Mariens.

Eduard Werner

Zeit im Spektrum

Am 22. Januar waren 30 Jahre vergangen, seit der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten im Fall „Roe gegen Wade“ nach drei Jahren Verhandlungen ein folgenschweres Urteil fällte: er befand mit sieben gegen zwei Stimmen, dass alle staatlichen Regelungen, die ein Verbot der Abtreibung in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft vorsahen, mit der U.S.-Verfassung nicht vereinbar seien, weil sie die „Privatsphäre“ verletzen. Die Entscheidung wurde zur gesetzlichen Basis für die Verbreitung der „Kultur des Todes“ in den Vereinigten Staaten – mit Wirkung auch auf andere Länder. – Es fehlte seitdem nicht an Bemühungen, das Urteil in Sachen „Roe gegen Wade“ rückgängig zu machen. Inzwischen gibt es in den U.S.A. laut Meinungsumfragen ebenso viele „Lebensschützer“ wie „pro-choice“-Verfechter.

Unter dem Pseudonym „Jane Roe“ hatte damals – vertreten durch ein Team von Anwälten und unterstützt von allen „pro-choice“-Gruppen – eine zweiundzwanzigjährige, alleinstehende Frau namens Norma McCorvey gegen den Staatsanwalt von Texas, Henry Wade, geklagt; sie war zum dritten Mal schwanger und wollte kein drittes Kind zur Welt bringen und wie die beiden ersten zur Adoption freigeben. Über ihr weiteres Leben berichteten Informationen der Gruppe „Priests for Life“ im Internet: „Die Tagespost“ brachte sie in deutscher Sprache (»Roe gegen Wade« - ein Urteil und die Folgen“; 21.1.03; Julius-Promenade 64, 97070 Würzburg). Hieraus das Folgende:

Die Bemühungen, den Urteilsspruch von damals rückgängig zu machen, wirken aber auch bis zu einzelnen Personen zurück. Und hier gibt es überraschend schöne Geschichten. Eine davon ist die von Norma McCorvey, der „Jane Roe“ von damals. 1969 waren die beiden Juristinnen Sarah Weddington und Linda Coffee, die beide das texanische Abtreibungsverbot abschaffen wollten, an die 22 Jahre alte schwangere Norma McCorvey herangetreten, die zur Klägerin gegen den Staat Texas werden sollte, dem späteren Fall „Roe gegen Wade“.

In ihrer 1998 erschienenen Autobiographie „Won by Love“ beschreibt McCorvey, wie sie in den Jahren nach der Roe-Entscheidung in Abtreibungskliniken gearbeitet hat. Diese Beschäftigung, so berichtet sie, habe sie zur Konsumentin von Drogen werden lassen. Außerdem habe sie versucht, sich das Leben zu nehmen. 1995 jedoch sei Gott in ihr Leben getreten. Sie wurde Christin. Schließlich habe sie ihr Leben als Christin nach Hause geführt – in die römisch-katholische Kirche.

1998 wurde sie von den Ordensleuten Pater Edward Robinson und Pater Frank Pavone, dem internationalen Leiter der Bewegung „Priester für das Leben“ – Priests for Life – in die katholische Kirche aufgenommen. Ihre Bekehrung führt McCorvey unter anderem auf die „friedliche, gebetsreiche und dauerhafte katholische Präsenz“ vor den Toren der Abtreibungskliniken in den Vereinigten Staaten zurück.

McCorvey leitet jetzt ihre eigene Lebensrechts-Bewegung. „Keine Unterstützung mehr für Roe“ (Roe No More Ministry). Sie bemüht sich vor allem darum, die Amerikaner über die Wahrheit hinter dem Fall „Roe gegen Wade“ aufzuklären. In diesem Bestreben arbeitet sie Seite an Seite mit nicht-katholischen Christen. McCorvey hat jedoch keinerlei Zweifel hinsichtlich der Struktur der Kirche. „Der Papst ist von Gott dafür bestimmt, nach seinem Volk zu sehen“, sagt sie. „Ohne ihn gibt es keine Kirche“.

Es sind Geschichten wie die von Norma McCorvey, die all denen neue Hoffnung geben, die in den Vereinigten Staaten für das Leben kämpfen.

Das kranke Herz der Theologie

Dem „Jahr der Bibel 2003“ hatte „Die Tagespost“ ihre Forum-Beilage zu Weihnachten gewidmet (21.12.2002; Juliuspromenade 64, D-97070 Würzburg). In einem Beitrag für dieses Forum machte der Heidelberger Bibelwissenschaftler Klaus Berger die derzeitige Exegese des Neuen Testaments als „Das kranke Herz der Theologie“ aus (so auch der Titel des Beitrages). Sie sei krank und für das Verständnis der Hl. Schrift wie auch für die Kirche vernichtend, weil sie die Heilige Schrift nach unkritisch übernommenen, sachfremden Kriterien beurteile und so ihr Eigenes überhaupt nicht zum Vorschein kommen lasse; das Fremde werde als neuester Heilsweg angehimmelt und nicht hinterfragt; es fehle das Gespür dafür, „dass die biblische Offenbarungsreligion inklusive Kirche eine unvereinbare Besonderheit ist“. Zur daraus resultierenden Situation bemerkt Berger:

Dass fast niemand mehr Theologie studieren will, betrifft mittlerweile in gleichem Maße wie die Katholiken auch die Protestanten in Deutschland. Zum Studienjahr 2002/2003 haben sich für evangelische Theologie in ganz Deutschland nur zweihundert Neuanfänger gemeldet, und an der traditionsreichen Fakultät in Heidelberg gibt es noch 72 Volltheologen im Hauptstudium, und dies gegenüber 2200 vor zwölf Jahren. Weder Zölibat noch Papsttum sind daher die Gründe für den erschreckenden Rückgang der Beru-

In meiner Jugend habe ich noch letzte Zeugen des preußischen Kulturkampfes erlebt. An ihnen konnte ich einen wunderbaren Stolz des Glaubens wahrnehmen, der sich nicht unterkriegen ließ. Den Kulturkampf unter Bismarck haben die Katholiken gewonnen, den jetzigen haben sie möglicherweise verloren – verführt durch den allgemeinen Schmusekurs namens Toleranz und eine oberflächliche Sorte von Ökumenismus, vor allem aber dank schlechten Gewissens und eines allgemeinen Minderwertigkeitsgefühls gegenüber den Protestanten. Die Konsequenzen sind auch gerade für die anderen schlimm.

Wer unausgesetzt das Fremde als den Heilsweg betrachtet und vom angehimmelten Import lebt, kann nicht das entdecken, was eigentlich zu entdecken notwendig ist...

Klaus Berger

fungen. Man muss viele Ursachen nennen. Aber im Kern stimmt etwas mit der Theologie selbst nicht, und die Ursachen sind die weitgehende Verdrängung von Seelsorge durch Psychologie und die schwer wiegende Erkrankung des Herzens der Theologie, der Exegese des Neuen Testaments. Denn sie müsste den Zugang zu Jesus schaffen, doch zumeist zerstört sie ohne Hoffnung auf Rückkehr den Glauben (...)

Nur ein paar Beispiele: Laut einer Umfrage des evangelischen praktischen Theologen Klaus Peter Jörns in Berlin glauben rund dreißig Prozent der evangelischen Pfarrer nicht an die Auferstehung Jesu. Nach dem allgemein für das erste theologische Examen überall in Deutschland gebräuchlichen Lehrbuch von Hans Conzelmann und Andreas Lindemann stammen weder das Vaterunser noch die Bergpredigt von Jesus; weder hat er das Abendmahl gefeiert noch die Kirche gestiftet, noch ist er auferstanden. Weder war das Grab leer noch ist Jesus

vom Heiligen Geist empfangen. Von Jesus weiß man fast nichts, vielleicht sind acht, vielleicht drei oder fünfzehn Jesusworte „echt“, und das Urteil darüber ist je nach Professor unterschiedlich.

Berger bekennt sich ausdrücklich zu den Methoden der Bibelwissenschaft, nennt aber auch eine Reihe von „unhaltbaren Grenzüberschreitungen der liberalen Forschung“:

Die Kriterien für die angebliche Echtheit oder Unechtheit von Jesusworten können nicht überzeugen. Die Erklärung, das Johannes-Evangelium sei historisch wertlos, ist bodenlos. Die Leugnung der Wunder inklusive Auferweckung des Lazarus und der Empfängnis und Auferstehung Jesu ist nichts weiter als ein modernes weltanschauliches Diktat. Die Leugnung der Stiftung von Sakramenten und Kirche ist nur ein Zirkelschluss, zudem begünstigt durch fragwürdigen Konfessionalismus. Die Behauptung des Ostergrabes, also: Jesus sei nur ein einfacher Mensch gewesen und erst nach Ostern habe man Dogmen über ihn gebildet, ist ein plattes Postulat (...) Dazu kommt ein gehöriges Maß von implizierter Judenfeindschaft, die noch immer in den Köpfen geistert, etwa: Der Gott Jesu sei ein Gott der Liebe im Unterschied zum Alten Testament; Jesus habe zuerst ein persönliches Gottesverhältnis und religiösen Individualismus (statt Kirche) eingeführt und so weiter.

Springen – aber wohin?

„Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt“ – so der Titel eines Buches des Wiener Weihbischofs Helmut Krätzl, das schon mehrere Auflagen erlebt hat (Verlag St. Gabriel, Mödling 4/1999). Der Titel erinnert an ein Wort Johannes XXIII. bei der Eröffnung des Zweiten Vatikanums, die Kirche müsse „einen Sprung nach vorn machen“. Weihbischof Krätzl sieht zwar Ansätze zu einem Sprung, die Kirche dann aber „im Sprung gehemmt“ und dies vor allem durch römische Bürokratie und den „Zentralismus“. Leo Kardinal Scheffczyk hat Krätzels Buch nun im „Forum Katholische Theologie“ kritisch gewürdigt („Falsche und wahre Reform“, Nr. 4/2002, S. 287 ff; Verlag Schneider Druck, Postfach 1324, 91535 Rothenburg/Tbr.). Die Beurteilungen Krätzels, so der Kardinal, „vermögen weder die Wahrheit des Konzils noch das Irrige der nachkonziliaren Entwicklung ganz angemessen zum Ausdruck zu bringen, zumal wenn die aufgetretenen Spannungen vorzugsweise psychologisch erklärt werden, d.h. mit der »Angst« der »Fundamentalisten« einerseits und dem begeisterten Wagemut der »Erneuerer« andererseits (...) Deshalb sind an das rom- und kirchenkritische

Ganze dieses Buches Fragen zu stellen und manche den authentischen Glauben betreffende Korrekturen anzubringen. Den Gläubigen ist es erlaubt, auch die Aussagen eines Amtsinhabers mit der Lehre der universalen Kirche und des Konzils zu vergleichen.“ – Das tut der Kardinal dann hinsichtlich der Aussagen des Buches über Liturgiereform, Kirche als Communio, Verständnis von Bibel, Ehe, verantworteter Elternschaft, Religionsfreiheit, Ökumene. Er kommt zu folgendem Schluss:

Die Nichtbeachtung der Wahrheitsfrage aber ist insgesamt ein Prägemaß dieses Buches. Es geht ihm in dem sich selbst zuerkannten Reformauftrag nicht um eine Erneuerung der Kirche nach Maßgabe ihres unveränderlichen Wesens und ihrer bleibenden Wahrheit, sondern um Änderung, Fortschritt, Erneuerung, die in Wirklichkeit einer Angleichung an die säkularisierte Gesellschaft nahe kommt. Es ist auch schwer verständlich, wie eine wahre Reform der Kirche gelingen könnte unter beständigem Angehen gegen die glaubensverbindliche Tradition, gegen das lebendige Lehramt wie gegen den Papst und damit gegen die Kirche selbst. Aus solchen Voraussetzungen kann keine wahre Erneuerung der Kirche entspringen, sondern nur eine weitere Verschlimmderung ihres Zustandes resultieren, wie sie seit dem Konzil vielfach betrieben wird. Die verbale Versicherung des Buches, »es ginge (ihm) nicht um eine mutwillige Veränderung der Kirche oder gar um ihre Zerstörung« (S. 47) wird man als Ausdruck der guten Absicht nicht anzweifeln. Aber in ideellen Auseinandersetzungen geht es nicht um subjektive Intentionen und Absichten, sondern um das objektive Gewicht von geistigen Fakten und Kräften, d.h. um Wahrheit und Irrtum.

Dass dem Buch auch das gewisse katholische »sentire cum ecclesia« abgeht, zeigt sich an solchen Nebenbemerkungen wie an dem Vergleich der Kirche mit den Sekten (wegen »autoritärer Führungsstruktur, Fanatisierung, Fundamentalismus in ihren eigenen Reihen«: S. 116f.), an der kritischen Aussage über das Ansteigen der Marienfrömmigkeit (S.128), an der (jede Diskretion vermissen lassenden) Erwähnung der Vielzahl der Heiligsprechungen des regierenden Papstes (s. 129), an der Aversion gegen den »supranaturalistisch begründeten Zölibat« (S. 177) wie an der nach der endgültigen Entscheidung von „Ordinatio Sacerdotalis“ erhobenen Forderung nach einem „Überdenken der lehramtlichen Aussagen über die Weihe der Frau“ (S. 200) (...)

So bietet das Buch in seiner sichtbaren Verengung auf einen subjektiv-kritischen Reformaspekt wie in dem fehlenden geistesgeschichtlichen Blick für die wirkliche Lage des Christentums in einer

sich immer mehr säkularisierenden und immanentisierenden Welt keine gültigen Richtpunkte für eine legitime Vergegenwärtigung der Kirche in dieser Zeit. Ein sich selbst überschlagender Reformkurs, der eine einmal erreichte Reform wegen des Zwangs zu dauerndem Fortschritt gar nicht ernst nehmen kann, schafft nur immer neue Verlegenheiten für die sich anpassende und keinen Widerstand leistende Kirche. Darum geht denn auch das Buch über das Reformanliegen, das der HI. Vater in seinem Programm zur Neuevangelisierung entwickelt, achtlos hinweg. Es erweist sich im Grunde als Symptom jener Krankheit, die es zu heilen vorgibt.

Daran lassen wir nicht rütteln

Im Geleitwort zum „Direktorium spirituale“ erinnerte Prälat Josef Grabmeier daran, von wem in der Kirche „alle Gewalt ausgeht“ (Februar 2003; Erhardi Druck GmbH, Leibnizstr. 11, 93055 Regensburg).

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Rolle der Getauften mit Recht neu gestärkt und ihre Würde herausgestellt. Alle sind Kirche miteinander, Kirche, in der Christus fortlebt und weiterwirkt. Das klammern heute vereinzelt, selbstherrliche Gruppierungen in der Kirche bewusst oder unbewusst aus und sagen: „Wir sind Kirche“, und meinen damit: wir wollen nicht nur mitreden, wir wollen mitbestimmen, wir wissen, welchen Weg die Kirche in Zukunft zu gehen hat. Die Hirten sollen gefälligst auf uns hören. Sie ziehen damit für sich die politische Nomenklatur aus einer verkehrten Schublade. Im Staat ist das Volk der Souverän, in der Kirche Christus, der wohl in allen, die Christus angezogen haben, lebt und wirkt und die er durch die von ihm bestellten Hirten führt und leitet. Das ist der Unterschied. So ist der Ansatz der so genannten Kirchenvolksbewegung, die nicht einmal eine solche ist, falsch. Die Träger des Hirtenamtes sind Christus verantwortlich. Ihm müssen sie Rechenschaft ablegen, nicht ihnen, zumindest nicht in der Weise, wie sie es sich denken.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland sagt: „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Das ist das eine. Die Bibel aber sagt: „Jesus Christus, dieser ist der Herr aller“ (Apg 10,36). Das ist der Kirche als Leitwort mitgegeben. Jesus Christus ist damit ihre Mitte, ihre maßgebliche Autorität. Von ihm geht alle Kompetenz aus. Er hat sie in Verantwortung vor ihm den Aposteln übertragen, die sie nach seinem Willen durch Handauflegung über die Jahrhunderte weitergeben sollten. Die Kirche unter der Führung des Herrn, daran lassen wir nicht rütteln, und darauf achten wir, auch bei den Hirten.

BÜCHER

Weihbischof em. Max Ziegelbauer: Die „alte“ Kirche ist mir lieber. Ein Plädoyer für die Wiederentdeckung des Katholischen. Stella Maris Verlag Buttenwiesen 2002. 360 S., 60 Abb., 24,80 Euro, ISBN 3-934225-25-X

Im September dieses Jahres stellte der emeritierte Weihbischof von Augsburg, Max Ziegelbauer, sein neues Buch vor,



das nach fünf Wochen schon die zweite Auflage erlebt hat. Es trägt den provozierenden Titel <Die „alte“ Kirche ist mir lieber> und wird vermutlich auf ebenso viel herzliche Zustimmung wie Ablehnung und Unverständnis stoßen.

Die Darstellung des katholischen Glaubens und die Reflexionen über Liturgie und Liturgiereform, über Ökumene, Toleranz, über die Kulturleistungen der Kirche, die Kirche im Dritten Reich und vieles, vieles andere mehr, aufgelockert und bereichert durch Bilder, Gedichte und Liedverse, machen das Buch zu einer spannenden und gut lesbaren Lektüre.

In vier großen Kapiteln, Gott – Kirche – Welt – Mensch, stellt der Autor in liebevoller und liebenswerter Weise die „alte“ Kirche, d.h. die Kirche zwischen 1925 und 1965 seinen Lesern vor Augen; die Kirche, die ihn und viele seiner Altersgenossen in ihrer Jugend geprägt hat, die ihm wahrhaftig Heimat und „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ war – und die sie von Herzen liebten. Diese „alte“ Kirche hat für den Autor „einen Glanz, der die Herrlichkeit Gottes ungetrübt widerspiegelte und die Herzen der Menschen erfüllte.“

Die Kirche ist anders geworden: „Weil man von Sünde, Bekehrung, Buße und Beichte, Gehorsam, Unterwerfung unter den Willen Gottes, verpflichtenden Lebensnormen sowie Anerkennung der kirchlichen Autorität nichts mehr wissen wollte, war so mancher Bruch vorpro-

grammiert.“ Diese schmerzliche Feststellung des Weihbischofs über die Änderung des Kirchenbildes mag hier durch zwei im Buch berichtete Geschehnisse verdeutlicht werden: Im Jahr 1964 brandete auf dem Stuttgarter Katholikentag nicht enden wollender Jubel auf, als der Konzilsberichterstatte Pater Mario von Galli SJ wünschte, ausrufen zu können: „Mutter Kirche, wie bist du schön!“ Im Jahr 2001 prägte ein oberster Laie in Deutschland das häßliche Wort von der „Kommandokirche“, und dies in aller Öffentlichkeit und ohne auf größeren Protest zu stoßen.

Wie konnte es so weit kommen? Haben die Wächter den Anfängen nicht gewehrt oder die Gefahren gar nicht erkannt? Haben Theologen Verwirrung gestiftet? „Wir sind alle vor dem unsichtbar an die Wände des Alltags geschriebenen Zeitgeist ein Stück erstarrt“, ist eine der wenigen Antworten des Buchs auf diese, den Leser zunehmend bedrängende, Fragen. Doch Diagnose und Therapie der Krise der Kirche war wohl auch nicht das Ziel des Autors. Er wollte mit diesem Rückblick ein Plädoyer halten für die manchmal verächtlich gemachte „vorkonziliare“ Kirche, um damit die Liebe zur Kirche wieder neu zu wecken. Möge er noch genügend Interesse und offene Herzen finden! Man wünschte nichts mehr, als daß dieses so lesenswerte Buch schon vor 20 oder doch vor 10 Jahren geschrieben worden wäre.

W. Volpert

Bernhard Müller, Peter Seewald (HRSG.): Das Fasten der Mönche.

Fe-Medienverlag Kisslegg, 2003; 224 S.; ISBN Nr. 3-453-86932-X, 12 Euro.

Die Lektüre nimmt den Leser mit auf eine faszinierende Reise. Sie beginnt mit der Wanderung des Autors zum Kloster der Benediktiner, das auf dem Jakobsberg, einer Anhöhe am Rhein bei Ockenheim, liegt. Wir erleben gewissermaßen hautnah seine konkrete Einübung in das Fasten mit seinen anfänglichen körperlichen und geistig-seelischen Herausforderungen. Die Gespräche des Fastenden mit seinem Fastenbegleiter, Pater Rhabanus, und seine Reflexionen hierzu führen den Leser von den Anfängen der Kultur des Fastens in alttestamentlicher Zeit bis ins Heute. Viele große Kirchenlehrer kommen zu Wort. Der Autor vermittelt uns eine Ahnung davon, wie unermesslich der spirituelle Reichtum und der Segen sind, die dem Menschen aus der asketischen Haltung erwachsen. Insbesondere den Klöstern verdanken wir die Bewahrung dieses kostbaren Schatzes. Dabei stellt Bernhard Müller immer wieder den Bezug zu unserer realen Gegenwart her und kontrastiert un-



sere Gesellschaft, in der das Übermaß eher die Regel ist, mit der erneuernden und befreienden Kraft des Fastens.

Sein Buch ist im besten Sinne lehrreich, ohne gelehrt daherzukommen. Die

Lektüre erweist sich als ungemein lebendig und spannend, was man bei diesem Thema nicht unbedingt erwarten würde. Mit seinem klaren, dichten, farbigen und persönlichen Erzählstil lässt uns der Autor an den Höhen und Tiefen während seines Fastens und an seiner allmählich sich vollziehenden geistig-seelischen Wandlung teilhaben. Er gewinnt dem Fasten unendlich viele Aspekte ab: Fasten ist Reinigung, Besinnung, Reue, Umkehr, Teilen, ein Weg zum Ich, ein Weg zu Gott.

Das Buch bietet dem Leser eine vorbildliche Einführung in das rechte körperliche und geistige Fasten, das jedwedes Extrem meidet. Es fasziniert insbesondere durch die eindrucksvolle Schilderung der geistigen Früchte des Fastens. In der freiwilligen Beschränkung gewinnt der Fastende Ruhe, Gelassenheit, Klarheit, Erkennen des Wesentlichen, Sinn, Freude, Liebe; Werte, die die Menschen heute oft verzweifelt suchen.

Bernhard Müller hat ein Buch vorgelegt, dass der Rezensent auf die vielzitierte Insel mitnehmen würde.

Günter Buschmann

Erklärung zum Ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003

Die Deutschen Bischöfe haben in einem Hirtenwort alle Gläubigen zum Ökumenischen Kirchentag nach Berlin eingeladen.

Aus drei Gründen erheben wir schwere Bedenken gegen dieses Vorhaben:

1. Das Hirtenwort spricht von „getrennten Kirchen“ und von der noch fehlenden sichtbaren Einheit der Kirche Jesu Christi:
Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil stellen wir hingegen fest, dass die Kirche Jesu Christi in der römisch-katholischen Kirche verwirklicht ist (LG 8).
2. Das Hirtenwort spricht von dem „gemeinsamen Beitrag“ der Christen für die Gesellschaft.
Wir stellen fest, dass aufgrund fundamentaler Differenzen in Grundüberzeugungen („Homo-Ehe“, Abtreibung, PID etc.) ein gemeinsamer Beitrag der Christen für die Gesellschaft zurzeit nicht möglich ist.
3. Das Hirtenwort spricht davon, dass Nichtkatholiken die sogenannte „eucharistische Gastfreundschaft“ nicht gewährt werden kann.
Wir stellen fest, dass unbeschadet dieser Mahnungen sogenannte „Reform-Gruppen“ die Durchführung von Interkommunion und Interzelebration planen und sich von diesem Vorhaben bisher nicht distanzieren haben.

Der Ökumenische Kirchentag wird die Gläubigen verunsichern, die verbindliche Lehre der Kirche aushöhlen und die Autorität der Bischöfe weiter untergraben. Unser Gewissen mahnt uns, der Einladung nach Berlin nicht Folge zu leisten und glaubenstreue Katholiken vor dieser Veranstaltung zu warnen.

Wir bitten die Bischöfe um Klarstellung

Arbeitskreis von Katholiken im Raum Frankfurt, V.i.S.d.P. Pfr. Hendrick Jolie

Osterakademie 23.-26. April 2003

„Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“ (Spr 1,7) - Ökumene wohin?

Tagungsort: Priesterhaus Kevelaer

Programm:

Prof. Dr. Klaus Berger: Das Eucharistieverständnis bei den Lutheranern und in der kath. Kirche;

Prof. Dr. Manfred Hauke: Der eine Glaube als Grundlage des katholischen Ökumenismus. Sinn und Unsinn der Redeweise von der 'versöhnten Verschiedenheit';

Prof. Dr. Karl Kertelge: Herausforderungen der Ökumene heute – Chancen und Grenzen ökumenischer Kooperation im Bistum Münster;

Pfarrer Dr. Joseph Overath: Austeilen von Brot und Wein? Überlegungen zum 'Evangelischen Gottesdienstbuch' von 1999;

Pastor Jens Motschmann: Die Rechtfertigungslehre nach Luther;

Pfarrer Albrecht von Raab-Straube: Abenteuerliche Erfahrungen in evangelischen und katholischen Kirchlandschaften. – Der Weg eines Pfarrers von der lutherischen Kirche zur Una Sancta

Dr. Christian Schaller: Die Wahrheit wird euch freimachen. Das Amtsverständnis der katholischen Kirche;

N.N.: Notwendigkeit und Grenzen der ökumenischen Zusammenarbeit



Anmeldungen zur Tagung: Tel. 02542/98434 /Fax 98436.

Sühnenacht - Sühneanbetung

Hannover: 8.3.2003, Pfarrkirche St. Franziskus, H-Vahrenheide, Dresdner Str. 29; Beginn 8.00 Uhr, Rosenkr., 9.30 Uhr Hl. Messe, anschl. Auss. u. Beichtgel. Ende ca. 16.00 Uhr Rückfragen: 0511-494605

Krefeld: 10.3.2003 St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Uhr Ro.kr. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. Auss. d. Allerhl.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 8.3.2003, Klinikum Konstanz, Kl. Kapelle, 18.45 Uhr; 23.3.2003, 9.00 Uhr, Jahrestreffen St. Peter u. Paul, K-Litzelstetten, Pfr. Fritz May: Herr, sie haben keinen Wein mehr; Hinweise: 07531-77779

Königstein: 17.3. u. 24.3.; jd. 2. u. 3. Mo nach Herz-Jesu-Fr.; 18.00 Uhr, Ursulinenkloster; Hinweise: 06174-4419

Leuteroth/Ötzingen: 25.3.2003, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Marienfried: 8.3.2003, Sühnenacht ab 14.00 Uhr - 5.30 Uhr; ab 20.00 Uhr;

Lobpreisabend: 12.3.2003 ab 19.00 Uhr; Gebetsnächte: jd. Herz-Mariä-Samstag, ab 14.00 Uhr; jd. Donnerstag, ab 20.00 Uhr; Fatimatage, jd. 13. Monatstag, ab 14.00 Uhr; Hinweise: 07302-92270.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

15./16.3.2003 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Saarbrücken: jd. Herz-Mariä-Sa., Basilika St. Johann, 19.30 - 23.30 Uhr, Andacht, Ro.kr., Gebet, Hl. Messe m. Predigt, Hinweise: 06897-8331

Venningen: 29.3.2003, ab 19.30 Uhr Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerhl., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274
Wietmarschen: 1.3.2003, St. Matthiasstift, Marienvesper 16.30 Uhr; Hinweise: 05921-15291
Einkehrtage: 16.3.2003, Marienfried, Pfr. Erwin Reichart: Die Taufe – Geburt zum göttlichen Leben; Hinweise: 07302-9227-0

6. Kölner Liturgische Tagung:

Bad Münstereifel: Begegnung mit d. klass. röm. Liturgie: 14.3.2003, 17.00 Uhr bis 16.3.2003, 15.00 Uhr; Haus St. Josef, Pfr. Daum: Die Marienfeste im Kirchenjahr; Pfr. Franken: Die Frau aller Völker. Ökumenikerin am Throne Gottes? Magister Lintner: Der Stellenwert von Privatoffenbarungen. Dipl. Theol. Nersinger: Die Marienkirchen der ewigen Stadt; P. Bernward Deneke FSSP: Die Mutter Gottes im Beten der Kirche. Anmeldung bei Martin Raffelt: Tel.: 0179-4919272

Pro Missa Tridentina: 3.4.2003, 19.00 Uhr, Rhaetenhaus, Luisenstr. 27, München, P. Almis de Andrade FSSP: Die alte Liturgie der Karwoche; Hinweise: 089-263831

Bruderschaft der Hl. Apostel Petrus und Paulus:

22.3.2003, 15.00 Uhr, Großer Rathaussaal, Aschaffenburg, K. Fürst zu Löwenstein: Das Katholisch-Sein in unserer heutigen Gesellschaft – Schwierigkeit und Hoffnung; anschl. 17.30 Uhr Ro.kr.; 18.00 Uhr, feierl. Hochamt i.d. Stiftsbasilika; Hinweise: 06897-8331



Auszug aus dem Programm von K-TV im März 2003 (mehrmals wöchentlich):

Der Weckruf von Fatima – mit Pilgerseelsorger Pfr. Josef Atzert (ab 01.03.)

Anna Schäffer aus Mindelstätten – Portrait einer jungen Seligen (ab 08.03.)

Was dem Alltag Größe gibt – die Spiritualität des Opus-Dei-Gründers (ab 22.03.)

Die alte Kirche ist mir lieber – mit Weihbischof Max Ziegelbauer (ab 29.03.)

K-TV ist ein katholischer Fernsehsender. Er kann 24 Stunden lang in ganz Europa mit einer digitalen Satellitenanlage über ASTRA empfangen werden.

Infos und kostenloses Programm unter: Kephars Fernsehen, Bäumlegasse 35, A-6850 Dornbirn, Tel: 0043 (0) 55 72 - 565 12-0, Fax: 0043 (0) 55 72 - 565 12 -30, Email: info@k-tv.at

Initiativkreise

Augsburg: 16.3.2003, 15.00 Uhr, Haus Nazareth in Violau neben der Wallfahrtskirche, Prof. Dr. Kurt Küppers: Liturgie in der Fastenzeit und an Ostern in Geschichte und Gegenwart; 17.00 Uhr Fastenandacht in der Wallfahrtskirche Violau; Hinweise: 08152-379683

Berlin, Alfred-Kardinal-Bensch-Kreis: 19.3.2003, 20.00 Uhr, Prof. Dr. R. Süßmuth: Der Überbevölkerungsmythos und seine Auswirkungen auf Gesellschaft und Kirche; Hinweise: 030-8035980

Bamberg: 16.3.2003, 18.30 Uhr, Bürgerhospital, Michelsberg 10d, Pfr. W. Abel: Dreifaltigkeit – Mysterium oder Kreuzworträtsel, Hinweise: 0951-24832

Limburg: 29.3.2003, 16.15 Uhr, Bad Homburg, Gemeindehaus St. Marien, Dorotheenstr. 19, Domkapitular Dr. J. zu Eltz: Katholisch, geschieden – Was nun? Rechtswege mit der Kirche; zuvor 15.30 Uhr, Vesper m. sakr. Seg.; Hinweise: 06172-72181

Mainz: 22.3.2003, Einkehrtag im Franziskanerkloster Marienthal/Rheingau, H.H. Prälat J. Nabbefeld, Leitthema: Wie geht es mit der Kirche weiter? Hinweise: 06725-4556

Münster: 7.3.2003, Karmelitenkloster, Hörsterplatz in Münster; 16.30 Uhr; P. Prof. Dr. M. Plattig O.Carm.: Die Spiritualität des Karmel mit einer kurzen Einführung in das Leben des hl. Johannes vom Kreuz, zuvor: 16.00 Uhr Andacht, Hinweise: 02542-98434

Rottenburg: 9.3.2003, 15.00 Uhr, Liebfrauenhöhe bei Ergenzingen/Rottenburg, Prof. Dr. Leo Kardinal Scheffczyk: Kirche und Ökumene; Hinweise: 07022-43135

Speyer: 16.3.2003, Herz-Jesu-Kloster, Neustadt, H.H. Ehrendomherr Pfr. Edmund Dillinger: Fastenzeit – Umkehr zu Gott; Hinweise: 06324-64274

Trier: 30.3.2003, 14.45 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Prof. Dr. H. Schützeichel: Unterscheidung der Geister – Vom Umgang mit Visionen und Prophetien; zuvor 14.00 Uhr, Andacht m. sakr. Seg. Missionskirche; Hinweise: 06587-991196

Korrektur zu Fels 02/2003 S. 63

Letzter Absatz:

Es muß heißen: „wenn überhaupt, so stehen als Z-Arbeiter aus dieser Zeit 3.492.383 Personen... zur Debatte“

statt: 63.492.383 Personen
zusätzliche Anmerkung des Verfassers: von Fremdarbeitern in kirchlichen Diensten waren im Jahre 2000 bereits 80% verstorben, bezogen auf die letzte Vorkriegszählung von 1939, Jahrgangsstufe 1900-1925.

Sogar die entsprechende Zahl noch lebender Fremdarbeiter in Höhe von 350 Personen ist zu hoch, da nicht alle Z-Arbeiter waren. Herman E. Pieper

Forum der Leser

Klassenweiser Besuch eines obszönen Theaterstückes

Zur Zeit wird im „Sandkorn-Theater“ Karlsruhe das Stück „Was heißt hier Liebe“ aufgeführt, auch vor Schulklassen während der Unterrichtszeit, also in Schulveranstaltungen. Laut der Internetseite des Sandkorntheaters gab es allein von dieser Karlsruher Theatergruppe über Jahre hinweg „mehr als 600 Vorstellungen“. Wie viele andere Theatergruppen das Stück spielten, ist uns unbekannt. Hinzu kommt das wohl häufigere Zeigen eines Filmes der Uraufführungsinszenierung und der Videokassette, vgl. Vorwort zum Textbuch, das auch von Inszenierungen in vielen anderen Ländern berichtet. (Dass das Stück weit verbreitet ist, zeigen im Internet erfahrbare begeisterte „Pressestimmen“ bestimmter Einstellung. „Vermittelt werden soll vor allem das Recht auf Vergnügen“ schrieb die „Berliner Zeitung“ am 21.11.2002).

„Was heißt hier Liebe“ zeigt das Zerrbild von „Liebe“, entsprungen der sexuellen Revolution der 60er Jahre.

Zum Inhalt des Stückes: Es geht um die sexuelle Beziehung eines 13jährigen Bubens zu einem 14jährigen Mädchen. In obszönen Gassenausdrücken wird den Schülern ab 12 Jahren der Geschlechtsverkehr bis hin zu verschiedenen Stellungen, die Onanie („schönes Gefühl“) und die Empfängnisverhütung, „im Notfall“ auch die „Pille danach“, nahegebracht. Verschreibe der Arzt die „Pille“ aus moralischen Gründen nicht, müsse man eben einen anderen Arzt aufsuchen. Mit obszönen Ausdrücken lernen die Schüler homosexuelle Praxis kennen. Als Schutz vor Aids, auch bei „Seitenspringen“, werden Kondome empfohlen.

Die Einstellung der katholischen Kirche wird lächerlich und verächtlich gemacht. Unwillkürlich denkt man an den 1. Brief des hl. Petrus (4,4) an die Christen in der Diaspora: „Es kommt ihnen (den Heiden) sonderbar vor, dass ihr euch nicht mehr in denselben Strudel der Sittenlosigkeit stürzt. Deswegen lästern sie euch“.

Obwohl der frühere baden-württembergische Kultusminister Mayer-vorfelder dieses indiskutable, junge Menschen zu sexueller Praxis, zur Unzucht verführende Theaterstück verurteilt und das Ober-schulamt Karlsruhe angewiesen hatte, eine Werbung in Schulen oder einen klassen-

weisen Besuch zu unterbinden“ (Brief 20.10.82), gäbe es, so wird von Lehrerseite behauptet, sogar Empfehlungsschreiben des jetzigen Oberschulamtes für das Stück.

Seitdem sind gewiss viele Jahre vergangen. Doch was damals schlecht war, ist es auch heute. Ein Besuch des Theaterstückes wird ganz sicher nicht die so oft beklagte Zunahme der Schulkinder-Schwangerschaften, -Abtreibungen, von Aids und von Vergewaltigungstaten schon durch Schüler mindern, sondern durch sexuell aufgeheizte, verführte Schüler noch steigern.

Wie wir von Elternseite erfahren haben, wurden Eltern, deren Kinder durch die Schule in dieses Stück geführt worden sind, über Inhalte und Sprache des Stückes gar nicht informiert. Mangelnde Informiertheit zeigten selbst die Lehrer. Müssten nicht alle Eltern und wirkliche Pädagogen sich eingehend über das Textbuch informieren? Und müssten nicht derartige destruktive Aufführungen für Schulklassen in der ganzen Bundesrepublik untersagt werden? Darf das Erziehungsbemühen wacher Eltern immer noch brutaler unterlaufen werden? Haben denn unsere Kinder kein Recht mehr auf eine Erziehung zur Keuschheit als einer unabdingbaren Voraussetzung echter Liebe, glücklicher Ehen und eines erfüllten Lebens?

H. Bayerl, 81241 München

Basisdruck für „gemeinsames Abendmahl“, zum Hirtenwort von Gerhard Ludwig Müller, Regensburg „Wir können Gott den Menschen nicht vorenthalten“.

Bischof Müller spricht zu Beginn des Hirtenwortes: „... Andere sind derart auf die Anpassung der Kirche an den Zeitgeist versessen, dass sie nicht einmal mehr merken, wie sie die Kirche in ihrer Glaubenssubstanz aushöhlen.“

Ein Beispiel: Das Hamburger Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ (!) hat – wohl wegen des bevorstehenden Ökumenischen Kirchentages 2003 in Berlin – eine Umfrage veranlasst, betreffend ein „gemeinsames Abendmahl“. 88 Prozent der befragten Katholiken in Deutschland halten ein „gemeinsames Abendmahl“ für sinnvoll und gerechtfertigt, 86 Prozent der Protestanten

ebenso. Mit dieser Umfrage suggeriert „Der Spiegel“, dass ein „gemeinsames Abendmahl“ eine Frage einer demokratischen Abstimmung ist, nicht ein theologisches Problem.

Die deutschen Bischöfe schreiben in ihrem Wort zum ökumenischen Kirchentag in Berlin vom 25. 5. bis 1.6.2003 unter anderem: „... Die Eucharistie bezeichnet ja, was noch fehlt: die sichtbare und volle Einheit der Kirche Jesu Christi. Zu dieser gehört nach unserer Überzeugung die Einheit im Glauben, in der Feier aller Sakramente und im Apostolischen Amt, im Leben und im Dienst ...“

Die Anpassung der Kirche Christi an den Zeitgeist ist in dieser wie in anderen Glaubensfragen in keiner Weise möglich. Der katholische Glaube stützt sich nicht auf Menschenweisheit, sondern auf „Gottes Kraft“ (vgl. 1 Kor 2,4).

*Willibald Scherb,
85135 Titting*

Gebetssturm und Solidarität für die Priester Vor einigen Tagen nahm ich an einem überdiözesanen Priester-Gebetskreis (erstaunlicherweise gibt es das heute noch) teil. Während der Fraternitas besprachen wir auch das Schicksal der beiden Priester aus dem Erzbistum Freiburg. Spontan meldeten sich zwei Priester aus verschiedenen Bistümern, denen es ähnlich ergangen ist, und es wurde in den Gesprächen deutlich, dass es mengenweise solche Priesterschikanen gibt. Auch aus meinem Bistum kenne ich einen jungen Priester, gegen den Briefeschreiber eine Hetzjagd veranstalten. Die Kirchenleitungen urteilen stets: „Sie spalten die Pfarrei!“ Gemeint ist als Schuldiger immer der Priester, der die Pfarrei spaltet.

Der besagte Priester-Gebetskreis war sich einig, dass wir Priester nicht mehr schweigen dürfen. Wir rufen alle priesterlichen Mitbrüder guten Willens (wir glauben, dass dies noch die große Mehrheit ist), aber auch die Laien auf, sich zu einem Gebetssturm für die, von Modernisten und

Gebetsmeinung des Hl. Vaters März 2003

1. für das Volk Gottes und seine Seelsorger, dass sie im Sakrament der Versöhnung die barmherzige Liebe Gottes erfahren.

2. dass die Kirchen Afrikas mit ihren je besonderen Problemen die Notwendigkeit verspüren, das Evangelium konsequent und mutig zu verkünden.

Kirchenveränderern verfolgten Priester in Deutschland' zusammenzuschließen. Wir wollen das Brevier und den Rosenkranz für unsere Mitbrüder beten, Wir wissen, in welche Einsamkeit und Isolierung, in welche psychische Not und Resignation solche Priester geraten, die von ihren Gemeinden verjagt, verstoßen, gemobbt und zerstört werden. Alle diese Priester, besonders die beiden Priester aus Freiburg, sollen die Gebetsolidarität unserer Priestergemeinschaft spüren; sie werden von uns getragen und gestützt.

Ich will schließlich hinzufügen, dass es manche in unserer Kirche überhaupt noch nicht gemerkt haben, dass die religiöse Tendenz bei jungen Priestern, bei Seminaristen und den jugendlichen geistlichen Gemeinschaften im Sinne unseres Papstes schon eine ganz andere Richtung eingeschlagen hat. Der brutale unchristliche Kampf der ‚Kirche von unten‘ ist ein letztes Aufbegehren, denn sie sieht, dass ihre Zeit dem Ende zugeht. Die ‚Kirche von unten‘ ist **nicht** die Kirche Jesu Christi. Wir sind fest überzeugt, dass in spätestens zwanzig Jahren von den heutigen Modernisten niemand mehr sprechen wird.

Haben wir Mut, denn wir haben Christus auf unserer Seite.

*Pfr. Edmund Dillinger OStR,
Ehrendomherr, 66299 Friedrichsthal*

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Dr. Karl-Maria Heidecker
Holzhauserstr. 23, 55411 Bingen
- Dr. Cornelius Roth, Regens
Domplatz 5, 36001 Fulda
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Hans Schieser
Veilchenweg 9, 89134 Bermaringen
- Prof. Dr. Robert Spaemann
Umgeltingerweg 10 E, 70195 Stuttgart
- Dr. Rudolf Voderholzer
Wolfgangstr. 20a, 81667 München

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendorf, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG,

KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto

Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

*„Eine größere Liebe hat niemand,
als wer sein Leben hingibt
für seine Freunde.“ (Joh 15,13)*

P. Hubert Engelmar Unzeitig – ein Held in düsterer Zeit.

Namen wie Auschwitz, Dachau oder Buchenwald lassen uns heute noch erschauern. In diesen Gefängnissen bereiteten gewissenlose SS-Leute unschuldigen und wehrlosen Gefangenen ein grenzenloses Leid. In diesen grauenhaften Lagern lebten aber auch ungezählte Heilige wie P. Maximilian Kolbe, der Journalist Fritz Gerlich, Schwester Angela Autsch oder P. Hubert Engelmar Unzeitig. Sie opferten ihr Leben, damit ihre Leidensgenossen eine Hoffnung hatten.

Damit zeigten sie eine Kraft, die stärker war als der Hass: Sie hatten ein Gewissen, das an Gott und an den Zehn Geboten orientiert war.

Unter den 3000 Priestern, die allein im KZ Dachau dem Tod oder einem Wunder der Befreiung entgegen zitterten, war auch der böhmische Priester P. Hubert Engelmar Unzeitig. Er ist am 01.03.1911 in Greifendorf in einer deutschsprachigen Gegend bei Brünn geboren. Während des 1. Weltkriegs starb 1916 sein Vater in russischer Gefangenschaft. Der kleine Hubert musste schon sehr früh in der elterlichen Landwirtschaft mithelfen. In der knappen Freizeit las er Bücher und Zeitschriften, die er im Dorf erreichen konnte. Dazu gehörte auch eine

Zeitschrift der Mariannhiller Missionare. In dem jungen Mann erwachte der Wunsch, auch selber Missionar zu werden und das Evangelium in Afrika zu verkünden. Erst mit 17 Jahren konnte er im Spätberufenen-seminar der Mariannhiller Missionare in Reimlingen (Bayern) seine Ausbildung beginnen. Er trat ins Kloster ein und wurde am 6.8.1939 in Würzburg zum Priester geweiht. Sein erstes hl. Messopfer konnte er am 15. August in seiner Greifendorfer Heimat feiern.

Pater Engelmar, wie er nun mit seinem Klostersnamen hieß, wurde zunächst im böhmischen Glöckelberg, nahe der österreichischen Grenze, als Seelsorger eingesetzt. In Predigten und im Religionsunterricht verteidigte er die damals bedrängten Juden, was am 21.4.1941 zu seiner Verhaftung und Einlieferung in das KZ Dachau führte. Dort entging kein Häftling der Sklavenarbeit und den Folterungen, dem Hunger und der Angst.

Im Januar 1945 breitete sich eine Typhus-Epidemie im Lager aus. Die Kranken wurden in einigen Baracken konzentriert und isoliert. Aus Angst vor Ansteckung mieden die Folterknechte der SS diesen Bezirk wie die Pest. Sie riefen Freiwillige zur Pflege in die Baracken, wobei sie an den Opfersinn der Priester



dachten. Tatsächlich meldeten sich zehn polnische und zehn deutsche Priester. Ihnen war bewusst, dass sie damit ihr Leben riskierten. Den neuen „Sanitätern“ schlug beim Eintreten in die Baracken ein unbeschreiblicher Gestank entgegen. Von den oberen Stockbetten fiel der Schmutz auf die unteren. Die Sterbenskranken stöhnten und röchelten. Die Priester reinigten die Kranken und spendeten ihnen die Sakramente. Die Seelsorge war hier möglich, weil sich kein SS-Mann in die Nähe wagte. Von den 20 Freiwilligen erkrankten 18 und starben ebenfalls nach kurzer Zeit. P. Engelmar starb am 2.3.1945, zwei Monate vor der Befreiung durch das amerikanische Militär.

Besucher auf dem KZ - Gelände werden noch lange erschauern vor dem Hass der Täter und dem Leid der Opfer. Es wäre aber Unrecht, nicht an die Taten jener Heiligen zu erinnern, die ihr Leben opferten, um Anderen zu helfen. Die Stätte des Grauens ist zugleich die Stätte des reinsten Opfers, zu dem Menschen fähig sind. *Eduard Werner*